

Alfred Cordes

Zwischen den Jahren

Der zweite Gouda & Leica Roman

Text © 2013 Alfred Cordes – [alfred-cordes.de](http://alfred-cordes.de)

Titelbild & Layout © 2013 Hinrich van Hülsen – [leotaurus.de](http://leotaurus.de)

Alle Rechte vorbehalten

# Kapitel 1

Im Moment des größten Glücks spürt man unweigerlich die Gegenwart des Todes.

Nicht so banal, daß ich befürchten würde, in einer Kurve zwischen Hesepe und Sögeln von der schneeglatten Kreisstraße zu rutschen und so unglücklich gegen einen Baum zu knallen, daß mir nicht eine Sekunde ein Gedanke daran bliebe, wie unvorteilhaft es doch wäre, die Welt zu einem solch unpassenden Zeitpunkt zu verlassen.

Eher in dem Sinne, daß ich Abschied nehmen muß von dem, was kommt, weil in dem Augenblick der höchsten Erwartung schon das Ende keimt, weil das Verlangen, wie Lindfort gesagt hat, die Lust ist, und die Erfüllung schon der Beginn des Verlustes. Wohl deswegen fahre ich nun sehr behutsam durch die Heilige Nacht, obwohl ich es eigentlich verdammt eilig habe, zu ihr zu kommen.

Die Scheinwerfer projizieren ein fließendes Winterbild in die Finsternis, den Ausriß einer verschneiten Landschaft, die sich zuverlässig dort abbildet, wohin das Auto fährt. Es ist wie eine Studioaufnahme, nichts da draußen hat mit meiner Welt im Inneren des Wagens zu tun, und doch hat es den starken Anschein, als wäre es so. Sie hat mir den Weg ganz einfach beschrieben, außen herum sozusagen, über die Dörfer, dann käme ich unabwendbar ans Ziel.

Unabwendbar, hat sie gesagt. Wie alles, so scheint mir, was geschehen ist. Es ist drei Uhr durch, und ich kann mühelos errechnen, daß ich vor weniger als zwei Stunden auf dem Balkon meiner Wohnung gestanden und einer anderen Frau dabei zugesehen habe, wie sie sich dort unten im Lichtkegel einer der Laternen unterhalb des Herrenteichswall notdürftig bekleidet hat, ehe sie mit schwankenden Schritten in der eiskalten Luft der Heiligen Nacht verschwunden ist. Vielleicht sind die Geschichten der Vergangenheit in unseren Herzen abwendbar, niemals aber das, was wir hoffend erwarten. Zum Beispiel das Ortsschild von Malgarten.

Und ehe ich diese Atempause des Glücks auch nur wahrnehmen kann, fließt das Schild in jenem unwirklichen Raum jenseits der Windschutzscheibe vorüber, als hätte ich es nur gedacht, und einen kleinen Augenblick später steht zur Rechten das Torhäuschen, von dem sie gesprochen hat. Es ist alles wahr.

Das Licht bündelt sich auf den Weg, der zwischen zurückliegenden Wirtschaftsgebäuden auf die Kirche zuführt. Ich drehe die Seitenscheibe ein Stück runter. Die Stille in dieser Enklave scheint vollkommen. Eine Reihe großer Bäume hält sich reglos auf Distanz, neben dem Kirchenschiff stehen krumm und schief ein paar Grabmale in den dunklen Schnee geschrieben, und eine verwehte Fahrspur leitet mich in einer weiten Kehre um den Friedhof und vor die Arkaden eines großen Gebäudes. Es ist das Kloster, von dem sie gesprochen hat. In einem der Fenster oberhalb des Bogengangs steht das Licht einer Kerze.

Es ist plötzlich, als müßte ich aus dem brennenden Wagen, greife mir die Tasche, die Kamera und drücke die Tür leise ins Schloß. Irgendwo schreit ein Vogel. Die Nacht ist bitterkalt, ein paar versprengte Wolken eilen über das Kirchendach hinweg und geben den Blick auf den Sternenhimmel frei.

Für eine Weile stehe ich in der Mitte der Welt und atme die Zeit. Ich erschne dich, hat sie gesagt. Zärtlich mit Worten ist sie gewesen, unbegreiflich entfernt in der Erinnerung an den vorvergangenen Tag, von dem ich nicht mehr besitze als ein paar unerfreuliche Fotografien,

die sich auf dem Schreibtisch einer Wohnung finden lassen könnten, die ich dereinst bewohnt habe.

Der Schnee hat sich auf den Brüstungen der Bögen zu sanften Gebirgszügen gesammelt, Miniaturlandschaften, die in die rechten Winkel wachsen. Die Fußspuren, die an das offene Ende des Bogengangs führen, setzen sich auf den Steinplatten ein paar Schritte weit als Schneeabdrücke fort und weisen mir den Weg zu einer Pforte. Sie läßt sich öffnen, und ich betrete eine Art Vorhalle, von der ein Gang und mehrere Türen abgehen. Vom Schlußstein des Gewölbes hängt eine schlichte Lampe. Ihr Licht fällt auf eine alte Holztreppe, und die Schatten in den Stufen scheinen eine winzige Spur in Bewegung.

Eine ganz andere Stille umfängt mich hier. Dieses Haus besitzt ein Zeitmaß, das sich von dem des umliegenden Landes und erst Recht von der nervösen Rastlosigkeit der Stadt unterscheidet. Das Maß des Friedens, denke ich, bestimmt das Maß der Tiefe. Es kann keinen größeren Unterschied geben als den zwischen diesem historischen Ort der Kontemplation und Hafersteins Agentur, wo der Oberaffe tagtäglich den Balztanz probt. Hier also lebt sie.

Ich betrete die Treppe, und mit jeder Stufe, die ich gehe, verlasse ich spürbar mein bisheriges Leben, indes fällt zugleich diese Leichtigkeit von mir, die mich noch eben auf der Fahrt durch die Nacht beseelt hat, diese Evidenz dessen, was geschehen wird, was in die Gegenwart zurückgespiegelt wird, jetzt aber, mit jedem Schritt, den ich tue, reichern sich die Zweifel in mir an wie ein zuverlässiges Gift, und als ich auf dem oberen Absatz ankomme, ist ein Jahr vergangen, in dem ich schwermütig geworden bin und zittrig. Oben ist nur noch wenig Licht. Neben einer Tür findet sich ein Schild mit ihrem Namen drauf: Anna Andersen.

Ich klopfe.

Einen Augenblick später höre ich ihre Schritte, ein Schlüssel dreht sich im Schloß, die Tür öffnet sich, sie steht da, lächelt mich an, die Zeit bleibt endgültig stehen, und die Erinnerung spricht. Die Farbe ihres Haares kann ich in dem schwachen Licht nicht erkennen, aber das Grün in ihren Augen leuchtet, und sie trägt ein Lächeln auf den Lippen, das mir sofort vertraut ist, sanft und nicht ohne eine ironische Note.

»Hallo, Leica«, sagt sie still.

Ich müßte etwas machen. Sozusagen Position beziehen, mich äußern, mich bewegen, nicht länger wie Onkel Werner beim Verwandtenbesuch dastehen mit der Kamera vor dem Bauch, aber es ist mir unmöglich, etwas anderes zu tun als sie anzustarren.

Sie ist es.

Mehr als einen Tag lang habe ich vergeblich versucht, mich zu erinnern, ein gültiges Bild von ihr zu gewinnen, das schwingende Hexenhaar, die unglaublich ausbalancierten Bewegungen, die sanfte Nähe ausgerechnet zu mir, von der ich den ganzen langen Heiligabend geträumt habe. Ich weiß ja nicht einmal mehr, was sie an jenem Abend in Hafersteins Agentur getragen hat, das Kostüm der Textdesignerin oder das Kleid des großgewachsenen Mädchens. Ich erinnere nur den lachsfarbenen Mantel, der unter dem blauen Neonlicht in dasselbe Schwarz changierte, das der seidene Kimono besitzt, den sie jetzt trägt. Aber ich *weiß* nur von unserer Nähe, habe unter Mühen von unserer Liebe erfahren, alles ist nur gedacht, weil ich das, was wir gelebt haben, in der Nacht hoffnungslos ertränkte. So brennt jetzt das Feuer des Zweifel in mir, eine kleinmütige Glut durchfrißt mich bis in die Fingerspitzen, und in meinem Kopf puckert die Verlegenheit wie ein eitriges Geschwür.

»Frohe Weihnachten!« sage ich steif.

Sie lacht, aber nicht, das sagt mir ihr Blick, über meine geistreiche Bemerkung, sondern über meine kindische Befangenheit. Sie erinnert genau, was war, ich ersehne dich, hat sie gesagt, sie hat das gelebt bis zu diesem befangenen Moment, und sie wird ohne Nachdenken das tun, was die Geschichte richtig weiterschreibt, wird mich nicht in ihre Wohnung bitten wie einen späten Gast, der ihr eine unverfrorene Amnesie andient.

Herrgott, wie lange stehe ich jetzt hier?

Aus den Waden kriecht mir eine Schwäche in die Knie, die mich schwanken läßt. Binnen kurzem werde ich in ihre Arme stürzen oder rücklings die klösterliche Treppe hinab, werde stumm in der Tür zusammensinken oder ohnmächtig auf den Fußboden knallen und unserer Geschichte eine sehr eigene Wendung geben. So nehme ich sie besser in die Arme und halte mich an ihr fest. Nun schwanken wir gemeinsam, und unversehens wird ein stiller Tanz daraus, ich höre ihren Atem an meiner Wange, spüre ihre Lippen in der Nähe der meinen, und als sie mich schließlich küßt, schwinden mir tatsächlich die Sinne, ich spüre plötzlich als letzte Verknüpfung zur Wirklichkeit den Türrahmen in meinem Rücken, meine Augen sind längst für immer verschlossen, verschlungen treiben wir auf den Mittelpunkt der Erde zu, und es verliert sich nun auf unvorstellbar heilsame Art tatsächlich jede Erinnerung aus meinem geschundenen Kopf.

Schließlich helfen wir uns hoch wie zwei Verunglückte. Geben wahrscheinlich ein äußerst ungelinktes Bild. Und dann bittet sie mich mit einem zärtlichen Nicken doch noch in ihr Reich, geht ein paar Schritte voraus, und auf der Rückenpartie des Kimonos trägt sie ein perlmuttfarbenes, chinesisches Schriftzeichen, das gewiss soetwas bedeutet wie Seligkeit oder Schicksal.

Das also ist das Glück. Dieser Moment der Gewißheit. Ich befürchte unversehens, ich könnte mich schon entfernen, indem ich ihre Wohnung betrete, mich schon auf dem Rückweg befinden, auf dem Abstieg von einem Gipfel, auf dem der Sauerstoff verdammt knapp war.

Im einem der Fenster steht die Kerze. Sie gibt dem Raum ein glanzloses Licht, zeichnet die Farben nicht aus, die Gegenstände sind in eine nächtliche Existenz zurückgetreten. Anna ist an dieses Fenster vorausgegangen, schaut in die Nacht, ihr Atem spielt mit der kleinen Flamme. Ich folge ihrem Blick. Einzig ein paar Wolken sind in Bewegung, geben bisweilen ein Sternengefunkteln frei, ansonsten rührt sich nichts in der schwarzweißen Fotografie da draußen. Die Spur des Wagens ist schwach zu erkennen, führt um die tiefen Schatten des Kirchhofes und unter meinen Wagen. Es kommt mir vor, als wäre ich vor Stunden ausgestiegen und unter den Arkaden verschwunden.

»Ein stiller Ort«, sage ich.

Sie nickt. Streicht sich das Haar zurück, eine allzu vertraute Gebärde. Aber sie macht es anders, weniger beiläufig, sie nimmt die Strähne mit den Fingern und gibt sie hinter das Ohr: wie man etwas bewußt ablegt. Sie hat nichts von der Frau, an die ich mich zu erinnern versuche. Nichts von der unverschämten Vitalität des ausgelassenen Kindes, steht da ungeschminkt und plattfüßig und lächelt in die Finsternis der Klosterlandschaft hinaus. Allenfalls ein Hauch von Zimt erinnert mich.

»Wann bist du gegangen?« frage ich.

»Gestern Abend?«

»Ja.«

»Früh«, antwortet sie, ohne nachzudenken.

Mir kommen die Filme in den Sinn, die Aufnahmen, die ich bei der Präsentation in Haferstein Agentur gemacht habe, das eitle Schwadronieren, das gestelzte Gehabe der kulturbeflissenen Verehrer von Wasserkesseln. Das war lange, bevor ich mich in das Tal der Besinnungslosigkeit getrunken habe, vor Glück oder Angst. Emma hat gesagt, Anna habe die Filme mitgenommen, als sie die Kneipe verlassen hat. Aber ich frage jetzt nicht danach, sonst gewinnt sie den Eindruck, ich wäre wegen irgendwelcher Geschäfte gekommen.

»Heute morgen habe ich nichts mehr gewußt. Abgebrannt das Gedächtnis, zerfressen jeder Gedanke, alles gelöscht.«

Es klingt wie eine schlechte Rechtfertigung. Außerdem habe ich das so oder ähnlich schon einmal behauptet. Viel zu viele Worte, wie mir scheint. Ich habe sie vergessen, die

Liebe vergessen, die Zärtlichkeit, weiß immer noch nicht genau, was geschehen ist in Hafersteins Agentur oder danach, vor der Seilerei, am Ende bei den tausend Trinkern.

»Gestern morgen«, verbessert sie.

»Ja, Heiligabend.«

Zweimal bin ich in dieser Kneipe gewesen. Vorgestern mit ihr, mit Emma und ein paar Gästen der Präsentation. Dann abermals in dieser Nacht. Das ist erst wenige Stunden her und verdammt noch mal eine ganz andere Geschichte. Ich spüre die Müdigkeit wie einen guten Freund, der mich sanft aber entschlossen am Kragen packt, um mich aus einer mißlichen Lage zu ziehen, und der Schlaf erscheint mir in diesem Augenblick wie die Aussicht auf eine heilsame Art des Vergessens.

»Unsere Verabredung«, sagt sie, und ich spüre, daß sie lächelt.

»Was...?«

»Verschwitzt, verschlafen.«

Auf einmal bin ich überhaupt nicht sicher, wie heilsam das Vergessen sein könnte.

»Der Bierdeckel!«

Den meint sie. Hab ihn am Morgen in meiner Hose gefunden wie einen filzernen Boten, auf dem in einer Schrift von apollinischer Schönheit ein Menetekel geschrieben stand.

»Ja und nein«, sage ich erleichtert, »und ja.«

Ich sehe sie lächeln.

»Und abermals nein«, setze ich hinzu. »Die Geschichte des Bierdeckels ist eine von ständig wechselnden Bewußtseinszuständen. Als ich gestern Morgen erwachte, hatte ich alles vergessen, meinen Namen, mein Gesicht, meine komplette Biographie und freilich auch den Bierdeckel und die dazugehörige Verabredung. Dann habe ich den Deckel in meiner Hose gefunden, lange vor der Zeit. Da war nur das Problem, daß ich den Text zwar lesen konnte, die Botschaft jedoch nicht verstanden habe. Brügge eintausend. An die belgische Hauptstadt habe ich gedacht, an ein Geschäft für einen Tausender, aber mir war nicht klar, ob bringen oder holen, und vor allem: mit wem. Und am Ende saß ich zum richtigen Zeitpunkt im falschen Café und habe die Lösung gefunden. Leider zehn Minuten zu spät.«

»Brüssel«, sagt sie.

»Wie bitte?«

»Die belgische Hauptstadt. Ist Brüssel, nicht Brügge.«

Es ist nicht zu glauben. Auf dieselbe Art hat mich schon einmal jemand korrigiert, und wie ihm vor nicht einmal vierundzwanzig Stunden steht auch ihr jetzt kein Gran Ironie im Blick. Aber natürlich hat sie Recht.

»Du hast Recht«, sage ich. »Wahrscheinlich bin ich auf dem Weg zum Café Brüggemann an dir vorbeigerast, denn als ich kurz nach zehn ankam, warst du weg, nur der Zettel war da mit einer neuen Botschaft.«

»Die hast du gekriegt?«

»Ja. Ich habe nach dir gefragt. Und die Bedienung erinnerte sich: für den Fall, daß jemand fragt, der einen Fotoapparat bei sich trägt und ein schlechtes Gewissen.«

Ihr Lachen reinigt meine vergiftete Seele.

»Die Pünktlichkeit...«

»...ist der Dieb der Zeit.«

»Ja«, sage ich. »Zuerst habe ich es nicht verstanden. Nichts als ein Aperçu, dachte ich, eine Nettigkeit, die mir immerhin bezeugte, du bist dagewesen, meinetwegen. Das war das

Glück. Erst im Laufe des Tages habe ich dann begriffen, daß es ironisch gemeint sein könnte, quasi als die Ironie des Zynismus.«

»So etwa«, sagt sie.

»Und das hat mir gefallen. Sehr.«

Das wäre jetzt der Zeitpunkt, ihre Hand zu nehmen, aber die meine flüchtet sich auf die Fensterbank, schickt den Zeigefinger auf die Scheibe, wo er der verworrenen Spur folgt, die ein nachtaktives Kaninchen in den Schnee schleift. Wir stehen in tiefster Nacht am Fenster eines Klosters wie Geschwister nebeneinander, und an unserer Keuschheit ändert auch nichts, daß das Kloster schon längst nicht mehr als solches in Betrieb zu sein scheint.

»Den Bierdeckel«, sage ich, »habe ich noch verloren. Auf dem Weg zum Markt, auf der Brücke bei der Pernickelmühle hat mir ein Windstoß den Deckel aus der Hand gerissen und ihn auf einen Pfeiler des Wehrs getragen. Da steckte er über den tosenden Fluten, aber ich wollte einen Luftzug nicht Schicksal spielen lassen, bin über das Geländer auf das Wehr geklettert und habe entschlossen nach ihm gegriffen.«

»Mein Held!« flüstert sie.

»Aufs Äußerste habe ich mich auf dem rutschigen Pfeiler ausbalanciert, mein Leben für einen Filz riskiert, den ich am Ende mit ausgestrecktem Finger endgültig in den Fluss gestoßen habe. Und da schwankte ich an einem bitterkalten Wintermorgen für ein paar Sekunden zwischen dem nassen Tod und der trockenen Erinnerungslosigkeit, ratlos dem Schicksal ausgeliefert, das mir zuletzt doch recht entschlossen flüsterte, auf die Brücke zurückzuklettern, zum Domplatz zu gehen und auf dem Markt eine Tasse Kaffee zu trinken.«

Sie lacht wieder. Es ist ein Elixier gegen die bleierne Müdigkeit. Mein, hat sie gesagt, wenn auch spöttisch, aber ihre Ironie gilt nur dem Helden.

»Warum«, fragt sie, »warst du so wahnsinnig, einer Botschaft hinterherzusteigen, die du schon kanntest?«

Auch das wurde ich schon gefragt.

»Wegen der Schrift«, sage ich.

Sie löst den Blick aus dem schwarzen Bild der klösterlichen Winternacht, dreht sich ein Stück zu mir hin und bedenkt mich mit einem skeptischen Lächeln.

»Wegen deiner Schrift«, sage ich, nehme sie in den Arm, streiche ihr das Haar hinter das Ohr und küsse sie zart auf den Mund.

»Und unsere Geschichte?« frage ich.

»Da ist keine.«

»Aber...?«

»Es ist einfach geschehen.«

»Aber wann, wie...?«

»Bei Haferstein. In der Agentur. Wir haben über die Bilder für die Coquinari geredet, die Wasserkessel, über die Fotografien, die du in Sankt Petersburg gemacht hast, wir haben Wein getrunken und uns über Haferstein lustig gemacht, den alten Gockel. Und die ganze Zeit habe ich gespürt, wie etwas in mir wächst, rasendschnell...«

»Was?«

»Eine unermeßliche Sehnsucht.«

Ich erinnere, was sie mir vor der Agentur ins Ohr geflüstert hat, unter dem Dach der alten Seilerei, wo wir über den Hanfgeruch gesprochen haben und über die Virtualität der Hafersteinschen Geschäfte, und in dem Augenblick, da sie sich abrupt losmacht von den

klebrigen Fäden der sophistischen Konversation, kommt sie mir mit dem Geruch nach Zimt nahe und haucht mir das Zauberwort ins Ohr: Ich ersehne dich.

Jetzt streicht sie mir zärtlich über die Wange, pustet die Kerze aus, nimmt meine Hand und führt mich in einen angrenzenden Raum. Schwach erkenne ich ein Bett, einen Stuhl, Bilderrahmen an der Wand und im Ausschnitt des Fensters die riesigen, mattglänzenden Zeiger einer Uhr. Mir bleibt aber keine Zeit, mich darüber zu wundern, Anna hat schon begonnen, mir die Kleider abzunehmen, wie einem Kind, das man schlafen legt. Das muß, überlege ich, innerhalb von etwa vierundzwanzig Stunden die dritte Frau sein, die mich entkleidet, aber sie tut es auf unvergleichliche Weise: zögerlich, aber dennoch entschlossen, auf eine unbestimmte Art bewußt und doch in instinktiver Gewißheit. Am Ende schickt sie den kleinen Jungen in die Federn, streift den Kimono ab, läßt ungeniert ihre unglaubliche Schönheit in die entgeisterten Kinderaugen fließen, ehe sie in das Bett kriecht, sich ankuscht und mit unerzogenen Fingern auf der heißkalten Landschaft meiner Haut herumspaziert. Gottlob bin ich viel zu müde um zu überlegen, was ich tun müßte, um mich richtig zu verhalten.

»Du wolltest mir eine Geschichte erzählen«, sagt sie leise.

Ja. Das habe ich gesagt, am Telefon. Es war eine Botschaft aus einem anderen Leben.

»Vorgestern, also am Tag vor Heiligabend, haben wir uns bei Haferstein getroffen, zur Präsentation der Kampagne pro Coquinari, haben Sekt geschlürft und dazu Worthülsen geknabbert. Und wir sind uns nahe gekommen, das weißt du.« Jetzt ist sie mir nahe. Ihre Finger erkunden den letzten Winkel meines Hoheitsbereiches. »Im Anschluß an die Vernissage sind wir mit einem kleinen Haufen Leute in die Kneipe gezogen: Tausend Trinker. Emma war dabei, die Laborantin aus unserer Redaktion. Sie hat mir später erzählt, wir hätten uns schließlich verabschiedet wie ein Paar, das seit Jahrzehnten in Seligkeit lebt.«

Sie küßt mich geschwind auf die Lippen, auf die Wangen.

»Oder seit Stunden.«

Einer ihrer bienenfleißigen Finger erforscht den Grund meines Bauchnabels.

»Als du gegangen warst, Anna, habe ich mich betrunken, habe mir blindlings die Kappe abgedreht vor lauter Sehnsucht und Seligkeit. Jemand hat mich in der Nacht nach Hause gebracht, wo ich in aller Ruhe verstorben bin.«

Ihre Hand hat jetzt ein wenig weiter südlich etwas entdeckt, was ein Eigenleben führt. Sie tritt mit diesem Wesen in einen spielerischen Dialog, aber es regt mich nicht wirklich auf, es stellt mich eher ruhig, es macht das virtuelle Glück evident und erinnert mich daran, wer mich in der vergangenen Nacht zu Bett gebracht hat. Gottlob, wie ich jetzt weiß, mit vergeblichen Absichten. Aber diesen Teil der Geschichte lasse ich mal weg.

»Erwacht bin ich am Morgen von einem merkwürdigen Phänomen. Es klingelte, und zwar dreifaltig. Ich hatte eben geträumt, ich säße in einem amerikanischen Polizeirevier gefangen, in so einem Affenkäfig, und Lino Ventura hatte mich fürchterlich auf dem Kieker, da werde ich wach und es klingelt aus drei Ecken: an der Tür, das Telefon und merkwürdigerweise in der Glotze.«

Ihre Hand wiegt eben das Gewicht ihrer Bemühungen.

»Am liebsten hätte ich mich erschossen, das hätte die wenigste Mühe gemacht, aber es war kein Revolver da. Also habe ich mich unter Schmerzen erhoben. Und das war der größte Fehler des vergangenen Tages.«

Das Leben, das sie dem Freund da unten jetzt einbalsamiert, geht mir oben flöten. Es schließen sich mir die Augen.

»Ich habe die Glotze ausgemacht. Ich habe das Telefon klingeln lassen. Und ich bin an die Tür gegangen. Da stand jemand, den ich nicht kannte, und doch...«

»Wer war es?« fragt sie, ist tiefer gerutscht und küßt mich nun auf die Brust.

»Gouda«, sage ich noch, dann bin ich eingeschlafen.

Ein goldener Lichtstrahl bewegt sich schneckenhaft über eine Wand, springt mir zittrig in die Augen und blendet die Bilder, die ein wundervoll unverschlüsselter Traum in mir hinterlassen hat, die Geschichte einer federleichten Passage, die mich mit einer Frau in eine Landschaft von fremdartigen Zauber entführt hat, eigentlich nichts weiter als ein schwebender Tanz durch einen exotischen Garten, in dem wir uns verirren.

Ich richte mich ein Stück weit auf. Anna liegt an meiner Seite und atmet. Ihre Schönheit ist rätselhaft, ist nicht irgend ablesbar in ihren Zügen, ist Ausdruck von etwas, und jetzt, da sie schläft, nichts als Entspannung. Am liebsten würde ich den Traum auf der Stelle mit ihr realisieren, aber ich weiß, wie verheerend es in aller Regel ausgeht, wenn man das, was man sich erträumt, wörtlich in die Wirklichkeit zu übersetzen sucht.

Ich schaue mich um. Das Licht zaubert flimmernde Ornamente auf die Tapete. Der Raum besitzt so etwas wie eine klösterliche Kargheit, es steht tatsächlich nicht mehr da als das Bett, in dem wir liegen, und der Stuhl, über dessen Lehne der Kimono hängt. Aber die Wände sind voller Zeichnungen, Gemälde und Fotografien, der Raum ist wie ein kleines Museum.

Ich stehe leise auf.

Die Kirchturmuhre ist zum Greifen nahe, füllt das Fenster vollkommen aus, und ihre Ziffern und Zeiger spiegeln die Strahlen der frühen Wintersonne in die Bilder an den Wänden, vergolden das Licht in den Landschaften, die Stimmungen in den Porträts. Dazwischen hängt eine Fotografie von mir, der verfallene Holzsteg am Bach hinter dem Landhaus der Nabokovs in Wyra. Es ist wie ein Versprechen.

Ich trete an das Fenster. Die Uhr ist vielleicht fünf Meter entfernt, die Zeiger sind so lang wie meine Arme. Eigentlich muß die Bewegung der Zeit sichtbar sein, ich müßte ihr nur konzentriert folgen wollen. Ein Vogel setzt sich auf die Kante der Dachrinne. Sein Auge schaut in den Weihnachtsmorgen. Neben dem Kirchturm erkenne ich ein kleines Stück der Klosterlandschaft, ein paar vom Schnee überstäubte Bäume, entfernt dahinter den Teil eines Daches und über allem einen hohen, lichtblauen Himmel. Das Wetter wird kalt und klar. In Holland werden die Grachten zufrieren.

Anna ist erwacht, ist still hinter mich getreten und umfängt mich mit ihren Armen. Ich spüre ihre Haut warm auf meiner, ihren Atem auf meinem Rücken.

»Guten Morgen, Liebste«, sage ich und setze einen Kuss auf ihre Hand.

»Wer ist Gouda?« fragt sie verschlafen.

»So ein Käse«, erwidere ich, denn ich verspüre jetzt keine Lust, ihr die Geschichte des Ostindienseglers zu erzählen. Ein andermal. »Habe heute nacht von uns geträumt, einen wunderschönen Traum von einem Tanz, den wir vollführt haben, schwebend durch einen Zaubergarten...«

»Das war kein Traum«, sagt sie, und ich spüre sie hinter meinem Rücken lächeln.

»Was war es dann?«

Sie dreht mich in ihren Armen zu sich, streicht mit den Fingern über meine Haut, als suchte sie Flecke aus der Erinnerung, Wunden oder Male. Wie eine Blinde ertastet sie mich, hat tatsächlich längst die Augen geschlossen und schreibt sich ein Modell meines Körpers in den Sinn. Sie ist wirklich wunderschön. Ich weiß, wie sehr die Wahrnehmung in Fällen von Zuneigung jegliche Objektivität verliert, gottlob, aber ich spüre unter allem Verlangen, das sich jetzt dort, wo wir uns berühren, unstillbar bemerkbar macht, es ist nicht nur die kleine Abenteuerlust der Verliebtheit, es ist eine aufregend evidente Beziehung, eine vollkommen plausible Verknüpfung, etwas Schicksalhafteres auf jeden Fall, und wenn es mir nicht allzu altbacken klänge, würde ich mir erlauben zu denken, wir sind füreinander bestimmt, sind es gewesen seit Anbeginn. Und wenn es mir nach aller Erfahrung nicht lächerlich vorkäme, würde ich glauben, es ist Liebe, wirklich Liebe.



»Wenn es kein Traum war, war es wirklich«, sagt sie, nimmt meinen Kopf in beide Hände und küßt mich in den Mund, daß mir das Herz explodiert. Ich greife sie wie ein Beutestück, trage sie auf das Bett und stürze über sie, um sie in toto aufzufressen, mit Blut und Fleisch zu verschlingen. Alles fliegt restlos aus meinem Kopf, ich denke nicht, ich wünsche, ich frage und zweifle und ersehne absolut nichts mehr.

Irgendwann höre ich sie nach der Zeit fragen. Ich öffne die Augen. Anna liegt in meinen Armen, schaut mich an, und in ihrem Blick findet sich eine Hingabe, die mich auf der Stelle glücklicher macht als alle gesättigte Wollust.

»Was war das jetzt?« frage ich.

»Was?«

»Was wir getan haben.«

Sie lacht.

»Das? Das war ein Spiel.«

Ihre Antwort irritiert mich.

»Ein Spiel?«

»Ja, ein Liebespiel.«

In ihren Augen spiegelt sich die Skepsis, die sie in meinen liest. Sie setzt einen zarten Kuss auf meine Wange.

»Es war wunderschön, Geliebter.«

Da ist etwas, das schneidet mir mitten ins Herz. Es ist die Furcht, es könnte eben nur ein Spiel sein, so zärtlich, so wollüstig es auch sei, es mag sich wiederholen so oft es will, aber wie ein tödliches Gift schleicht mir der Gedanke durch den atemlosen Leib, es könnte nicht ernst sein, nicht ewig, nicht schon längst vorausbestimmt. Es ist die Angst vor dem Verlust, die am besten in der Nähe des Glücks gedeiht, diese schreckliche Gewißheit, daß alles und jedes in seinem Beginn den Keim seines Endes trägt.

»Ist es ernst?«

Sie beißt mir liebevoll ins Ohrläppchen.

»Todernst.«

Ein todernstes Spiel. Wenn ich wirklich eine Antwort hätte haben wollen, hätte ich anders fragen müssen: Ist es *dir* ernst? Ich weiß ja längst, daß es ihr ernst ist, aber sie wird nicht wissen, wie ernst es mir ist. Und die erste Luft nach einem Liebesakt nutze ich für die selten blöde Frage, was das jetzt gewesen sei. Spätestens seit unserem Telefonat, eigentlich aber noch länger weiß ich, was ich will. Ich will Anna für den Rest meines Lebens, ihren Leib und ihre Seele, vollkommen, ausschließlich und komplett. Und ich muß es ihr sagen, muß mich aus dem Korsett der Beliebigkeit befreien, diese neuzeitliche Coolness, die man wie einen Zeitgeist-Duft trägt, süßlich, selbstverliebt und flüchtig, wenn man neben einer Frau zu Atem kommt. Das war super, Süße, nice game, oder gar das Unsägliche: war ich gut?

»Wie spät mag es sein?« fragt sie träge.

Ich recke den Hals nach der Kirchturmuhren.

»Gleich halb zehn.«

Sie wälzt sich schläfrig auf den Rücken, rekelte sich, kuschelt sich wieder an meine Seite und flüstert mir etwas Ungeheuerliches ins Ohr.

»Ich liebe dich«, sagt sie still. Nichts weiter. Ihre Worte sind mit meinem Geist nicht kompatibel, sind absolut unverständlich, nicht im Sinne einer Fremdsprache, eher so, als läge ein Wesen von einem Lichtjahre entfernten Planeten in meinen Armen, das anders zu denken gelernt hat, und wenn es scheinbar in meiner Sprache spricht, dann tut es das, weil

es alles sein kann, was es sich vorstellt: total präsent in meinen Sinnen zum Beispiel, und auf wunderbar irdische Weise feminin.

Dann löst sich die Blockade unversehens, erweist sich als zwar störrisches, aber absolut chancenloses Bemühen, der Macht ihrer Worte etwas entgegenzusetzen, was mein Herz schützen könnte, augenblicklich pulsiert eine flüssige Legierung aus Scham und Glück in meinen Adern, es ist wie eine lebensbedrohliche Attacke, der Sturz von einer Brücke, der Stich mit einem Messer, ein Herzinfarkt.

Sie sagt es. Sie sagt es einfach so. Als machte um zehn der Bäcker auf. Sie setzt sich über meine lächerlichen Bedenken hinweg, riskiert alles und nichts. Es ist ein todernstes Spiel. Das habe ich gewollt. Vollkommen, ausschließlich und komplett.

Noch kann ich mich weiter schützen, kann ihr meine Zweifel gestehen, meine schlaun Reflexionen. Ich kann ihr meine Botschaft poetisch verschlüsseln, dazu die Erkenntnis, daß ich ihr Geständnis als süße, kleine Schwäche begreife, der ich mich im Gefühl einer gewissen Überlegenheit sehr gern hingäbe, ich kann ihr jede beliebige Rolle vorspielen, bin jetzt selbst der Extraterrist, dem der Kosmos von Großmut bis Feigheit offensteht, all der alte Lack, aber ich kann in diesem Augenblick gottlob nichts anderes, als meinem Herzen folgen. So streiche ich mit dem Finger über ihren Mund und sage es.

»Ich liebe dich.«

Das war deutlich und todernst. Sie aber reagiert auf jeden Fall anders, als ich gedacht habe. Schmilzt nicht dahin und heult nicht los. Wahrscheinlich hat sie es gewußt. Knallt mir jedenfalls einen Kuß auf die Lippen, springt über mich rüber und rennt splitternackt im Zimmer herum, empört und erlöst wie ein Kobold, dessen geheimnisvoller Name entschlüsselt wurde. Sie ist komplett wahnsinnig geworden, zappelt wie ein Fußballer, der das Tor seines Lebens geschossen hat, ich stehe auf und will sie in die Arme nehmen, sie aber schaut wie ein Antilopenkind vor dem Auge des Geparden, schlägt eine Finte und rennt mir in das angrenzende Zimmer davon. Ich folge ihr, und erst an einem Fenster, in dem sich alles Licht des frühen Tages versammelt hat, kommt sie zur Ruhe. Ich lege meine Arme um sie und schaue mit ihr hinaus.

Vor uns liegt ein verschneiter Garten im Winkel zwischen dem Kirchenschiff und dem Klostergebäude. Die vom Schnee geräumten Wege bilden rechtwinklige Ornamente, nur auf dem Friedhof im Hintergrund gibt es die irdische Ordnung nicht, einige Fußspuren führen ohne Ziel zwischen den Grabmälern hindurch. Die Wirklichkeit da draußen unter der frühen Sonne des Wintertages, die Stille, die aus der Großzügigkeit der Anlage entspringt, aus der Distanz, welche die angrenzenden Ländereien wahren, sie hat nichts gemein mit der Welt in meinem Kopf. Sie ist das Bild eines Traumes, den ich immer geträumt habe: mich ausschließlich in einer Landschaft zu bewegen, die meinen Sinnen entspricht, die ihnen Maß gibt, eine Ordnung restauriert, die lange verschüttet ist. Das wäre das greifbare Glück, eine Insel, die ich niemals wieder verlassen müßte, die mit dem Rest der Welt das Fegefeuer der Widersprüche, Begehrlichkeiten und des eitlen Besitzes außen vor ließe.

Es lehnt eine Frau in meinen Armen, ihr Atem geht in ruhigem Maß, und sie schaut mit mir in dasselbe Winterbild. Die Ruhe und der Sinn. Das ist, was Nabokov im Landsitz der Eltern besessen und Zeit seines Lebens in sich getragen hat, das ist, was Lindfort in Seeste zu imitieren versucht. Die Landschaft des Klosters ist ein wunderbares Gemälde aus den Tagen des Goldenen Zeitalters. Es wäre gewiss ein Ort für Gouda. Ein Stück kontemplativer Geometrie, würde er sagen.

Annas Rücken ist mit Sommersprossen übersät, die spitz in den Nacken hinauf zu wachsen scheinen, andererseits aber sieht es aus, als fielen sie eben aus ihrem hübschen Kopf und ergössen sich über die schmalen Schultern und sonstwohin.

Gouda mag jetzt der Laborantin beiliegen, obwohl ich mir nicht vorstellen kann, wie das bei ihm gehen soll. Seine natürliche Vornehmheit, die klassische Distanz wird ihn hüten, sich der Bekanntschaft einer Nacht hinzugeben. Und Marijke mag noch so weit entfernt sein, mag sich schon die Schlittschuhe schnüren, über Schiffsplanken schliddern oder sonst ein Parkett, er ist ihr treu bis zur Selbstaufgabe. Wahrscheinlich erzählt er der Laborantin

die komplette Geschichte der Ostindienfahrer, und sie erträgt lächelnd die zweite Nacht an der Seite eines fruchtlosen Liebhabers.

»Anna.« Es ist ein Stück paradiesischer Evidenz, ihren Namen zu sprechen, obwohl die Zweifel zuverlässig anwesend sind: wie die sonnenabgewandte Seite des Mondes. Aber ich weiß, ich muß das Glück leben, nicht erdenken.

»Ja?«

»Da hängt ein Foto von mir.«

»Ja. Aus Sankt Petersburg.«

»Wie bist du dazu gekommen?«

»Ich habe es gekauft.«

»Gekauft? Wo?«

»Ich hab es jemandem abgekauft.«

»Die Bilder waren nie zu verkaufen.«

»Doch, privat.«

»Privat? Von wem?«

»Es war ein diskretes Geschäft.«

»Mir kannst du es doch...«

»Wie war der Name des Dichters noch?« fragt sie.

»Nabokov.«

»Richtig. Vladimir Nabokov. Ich mache jetzt Kaffee.«

Sie haucht mir einen flüchtigen Kuss auf die Wange und hat sich schon aus meinen Armen befreit. Das Land der Sommersprossen besitzt auf ihrem Rücken eine kuriose Grenzlinie, der zu folgen ich große Lust verspüre. Aber sie ist schon längst in ihrer Klosterzelle verschwunden, kommt im Kimono zurück und verschwindet in der Küche, von wo ich sie mit Geschirr klappern höre.

Sie wird für diesen kleinen Augenblick schon sichtbar, die Schattenseite des Mondes. Das Glück ist unfähig, sich zu wiederholen. Oder findet es sich womöglich einzig und allein in der Wiederholung, im kontemplativen Verzicht auf Neuigkeit und Wechsel? Die Vision der unendlichen Wiederholung des glücklichsten Augenblicks, das erotische Klosterleben, der flüchtige Kuss und das Ritual des Kaffeemachens erscheinen mir wie eine besonders perfide ausgeklügelte Foltermethode. Dabei ist dies doch der Moment des originären Ereignisses, des singulären, unwiederholbaren Geschehens, offenbar bin ich aber unfähig, in der Gegenwart zu leben.

Annas Wohnung ist eine biographische Notiz. Neben mir beginnt ein Schreibtisch, der sich unter dem nächsten Fenster, um die Ecke und über die gesamte Rückwand ihres Schlafzimmers hinzieht, eine Arbeitsfläche, die vollsteht mit Computer, Drucker, Telefon und Bergen von Zeitschriften und Prospekten. Dazwischen liegen überall kleine, graue Karteikarten verteilt, auf denen einzelne Vokabeln oder kurze Sätze vermerkt sind. Ich erkenne ihre Handschrift wieder. Textdesignerin. Ich stelle mir vor, sie ist so etwas wie eine kommerzielle Schriftstellerin, die einem Wasserkessel den Namen *Coquinari* andichtet, seinen potentiellen Käufern ein Interesse am ältesten Verlangen der Welt.

Das große Zimmer besitzt die Form eines L. In der Mitte des anderen Schenkels steht ein großer Tisch mit sechs Stühlen schräg und ohne jeden Bezug zur Geometrie des Raumes. Neben der Küchentür ist ein tiefer Ohrensessel von Bücherstapeln umgeben, und eine avantgardistische Stehlampe an seiner Seite schaut mit einem schwermütigen Halogenaugenauge auf die kleine Anarchie. Der Rest ist skandinavisches Design, ein großer Rahmen, der ein paar informelle Farbkleckse umfängt, dazu einige persönliche Spuren wie ein Schlüsselbund auf einer Anrichte, die Fotografie einer Frau vor einem Baum und ein Paar

wildlederne Fausthandschuhe auf der Fensterbank. Unter allem liegt die Stille des tiefen Teppichbodens, die mir aus Flitschens Raumschiff in guter Erinnerung ist.

»Du magst doch Kaffee?«

Sie steht in der Küchentür. Wird eines Tages mit meinen Gepflogenheiten vertraut sein, Kaffee schwarz mit zwei Löffeln Zucker, mit den Befindlichkeiten, nicht zu heiß, nicht zu früh. Wird eines Tages nicht mehr dastehen und wirklich interessiert fragen, wenn meine Lebensart sich längst mit der ihren verschmolzen hat zu einem einzigen Ritual. Das ist dann das eiserne Glück, und nichts wird sich je ändern, niemals wird jemand sterben.

»Danke«, sage ich, bemerke, daß ich noch immer unbekleidet bin, und mache mit dem Kopf eine Bewegung zu einer Tür neben der Garderobe. »Das Bad?«

»Ja, bitte«, sagt sie heiter, und ich staune über die Perfektion eines solchen Dialogs: straight, scanty and very nice.

Im Bad treffe ich auf eine Woge ihrer Spuren, ein verführerisches Gemisch von Düften, diverse Accessoires weiblicher Natur und ein paar außerordentlich erotische Dessous. Der Spiegel ist an diesem Morgen gnädig, zeigt einen weniger garstigen Schädel mit abstehenden Ohren und verrutschten Locken, die Augen besitzen wenigstens wieder ein eigenes Licht, es ist nicht länger der stumpfe Blick eines Tiefseefisches, der mich anstarrt.

Bei meinen Kleidern in ihrer Klosterzelle findet sich die Kamera. Es müssen noch einige Fotos auf dem Film sein, die Zeugnis geben von der närrischen Irrfahrt des vergangenen Tages. Ich nehme die Lederjacke mit nach drüben, hänge sie über die Lehne eines Stuhls und setze mich an den großen Tisch. Die Glocke der Kirchturmuhren schlägt, daß die Kaffeetassen klirren.

Zehn Uhr.

»Wer ist denn nun Gouda?« ruft sie aus der Küche.

»Also«, fange ich an, und es kommt mir vor, als müßte ich eine Geschichte erzählen, die Wochen oder Monate vergangen ist. »Es klingelt früh am Morgen. Da steht ein Mann mittleren Alters mit Nickelbrille, graumelierten Haaren und krummen Füßen vor meiner Tür, ich ahne, daß ich ihn kenne, daß es fürchterlich peinlich wird, wenn ich ihm die Tür vor der Nase zuknalle. Das ist Gouda.«

Anna kommt mit Kaffee, gießt uns ein. Der Zucker erinnert mich an etwas, ist offenbar verknüpft mit dem Wort *peinlich*. Der erste Schluck spült alles weg. Mein Kopf scheint vollständig geheilt, ist erstaunlich frei von jedwedem Druck, und ich habe das Gefühl, ich könnte die Sage der vergangenen anderthalb Tage mit Leichtigkeit erzählen, ohne den geringsten Bruch, ohne jeden legendären Schwindel.

»Ich habe ihn bald erkannt. So einer bringt sich dem trunkensten Kopf in Erinnerung, mühelos. Er ist mein Freund. Schon aus ganz alten Tagen, Holländer, der mit mir das Gymnasium besucht hat, ein Phänomen, ein Fossil aus dem Goldenen Zeitalter der Niederländer, Ostindienfahrer, der Zigarren fabriziert und raucht, gebildet wie die Stadtbibliothek von Haarlem und ausgestattet mit einem Charakter, unbestechlich wie der Wind, der über seine Latifundien streicht.«

»Du schwärmst ja richtig.« Sie spielt mit einem schwarzen Stift, der da neben einem Block liegt. Und sie zeichnet auf das graue Papier ein paar beliebige Bögen, die in meiner Erinnerung eine hohe Ähnlichkeit mit ihrer Schrift besitzen.

»Er ist mein bester Freund.« Als wenn mir das erst klar würde, da ich es sage. »Auch wenn es eine Geduld sondergleichen erfordert, mit seiner Genialität zurechtzukommen, zum Beispiel gestern morgen. Das Telefon klingelte nämlich noch immer, und ich dachte, so ein Gerät hört irgendwann von selbst auf. Da hebt er ab. Er, der er weder da wohnt, noch mir zu diesem Zeitpunkt überhaupt bekannt ist, kommt hereingewatschelt und erledigt meine Telefonate. Ich habe gedacht, das Schicksal wird immer dreister.«

Sie rührt in ihrem Kaffee und lacht.

»Du mußt dir das vorstellen, Anna. Da klingeln Telefon und Tür gleichzeitig, ich mache auf und herein kommt ein wildfremder Mensch, der das Telefon abnimmt. Ich hatte das Gefühl, in ein surrealistisches Theaterstück geraten zu sein.«

»Was hast du gemacht?«

»Die Glotze aus.«

»Und wer war am Apparat?«

»Mein Meister. Bornheimer-Resse, Chefredakteur bei der Zeitung, ein Mensch, so angenehm wie eine Furunkulose.«

»Und was wollte er?«

»Schicksal spielen. Wir sollten für ihn die Frau eines Freundes suchen. Die Gattin eines Reißverschlußfabrikanten, die am frühen Morgen des Heiligabend verschwunden war.«

»Und? Habt ihr sie gefunden?«

»Ja.«

»Und wo?«

»Am Ende des Tages, aber das ist weiß Gott eine andere Geschichte.«

Sie schreibt etwas auf den Block.

»Ich war stinksauer, aber wenn Meister Bonsai nicht angerufen hätte und Gouda nicht abgenommen hätte, was objektiv eine gravierende Unverschämtheit war, dann säße ich jetzt tief verschneit in einer Hütte im Sauerland und tränke meinen Kaffee angesichts eines Professors aus den Käselanden.«

»Hat der auch einen brauchbaren Namen?«

»Sehr brauchbar. Willem heißt er, Willem van Duivendal.«

»Wie schreibt man das?«

»Mit *ui* und *v*, am Ende ein einfaches *a*.«

Der Stift fliegt schwungvoll über das Papier und hinterläßt eine melodiose Spur. Sie schreibt seinen Namen auf: Willem van Duivendal.

»Willst du was essen?« fragt sie.

Ich bemerke zwar ein unausgefülltes Empfinden im unteren Bauchraum, aber ich weiß nicht, ob es Hunger ist oder was für einer.

»Danke, erst mal nichts, nur Kaffee«, sage ich. »Darf ich rauchen?«

»Ja.« Sie deutet auf eine der Fensterbänke. Ich krame in den Taschen der Lederjacke, finde keine Zigaretten, aber einen Lippenstift, den ich auf den Tisch stelle. Anna schaut ihn an.

»Das ist meiner.«

»Mahagoni.«

»Ja. In der Kneipe?«

»Wahrscheinlich. Ich habe ihn gestern Morgen gefunden.«

Ich gehe an das Fenster. Es steht ein Aschenbecher da, in dem ein silbernes Feuerzeug liegt. Jenseits des Friedhofs schlurft eine Gestalt mit schweren Schritten durch den unberührten Schnee und scheint in den Verwehungen unter den Bäumen etwas zu suchen. In meiner Tasche müßten noch Zigaretten sein, aber sie ist nirgends zu sehen, liegt vermutlich noch im Benz. Sie fragt nicht, wo ich den Stift gefunden habe. Es ist keine Unwahrheit, ihr jetzt nicht die ganze Geschichte zu erzählen, von Emma, der Ente und dem anderen Lippenstift: Fatal Red. Das Glück, denke ich, bedeutet gegenwärtig, sich Geschichten zu erzählen, die den anderen nicht verletzen. Die Wahrheit ist ein unberechenbares Tier, dem ich am vergangenen Tag ausreichend begegnet bin.

»Ein schönes Stück Welt«, sage ich.

»Ja. Es ist der Antipode zu der bizarren Hemisphäre, in der ich mich beruflich bewege. Dort herrschen Habsucht, Lärm und Eitelkeit, hier ist es Genügsamkeit, Respekt und eine unvergleichliche Stille. Wenn ich diese Welt nicht hätte, könnte ich in der anderen nicht überleben.«

»Wem gehört das?«

»Einem Rechtsanwalt. Er hat den ganzen Komplex gekauft, restauriert und vermietet. Er hat ein Faible für kontemplative Orte, alte Architektur und Menschen, die solch ein Milieu zu schätzen wissen. Ein Mäzenat mit viel Geld, ein Philanthrop mit viel Geduld.«

»Könnte ein Bruder von Gouda sein.«

Die Gestalt da draußen verschwindet zwischen den Bäumen des Waldes, der drüben das Gelände begrenzt.

»Und wer wohnt hier?« frage ich.

»Es ist eine interessante Mischung. Künstler, Handwerker, Lehrer, ein paar Leute aus dem Dorf und eine uralte Äbtissin. Sie war es zwar nicht hier, aber es ist der perfekte Ort für sie.«

»Hier kann man sicher ausgezeichnet spazieren gehen.«

»Allerdings, das Gelände ist riesig und man kann der Hohen Hase folgen und am Nonnenbach zurück. Ich habe meine festen Wege. Laufen ist so elementar wie Atmen. Wenn ich festsitze, eine Idee suche, einen Begriff oder einen Spruch, dann gehe ich los, vergesse das Problem nach wenigen Schritten, und wenn ich heimkomme, liegt die Lösung auf dem Schreibtisch. Das klappt immer.«

»Praktisch...« Ich will jetzt doch rauchen, suche den Schlüssel aus der Jacke. »Gehe nur eben an den Wagen, Zigaretten holen.« Sie versteckt sich hinter der Kaffeetasche und nickt mit großen Augen. Ich bin mit eiligen Schritten aus dem Raum und verliere im selben Augenblick das Gleichgewicht, schwebe ein Stück über den Flur und finde mich kurz vor dem Treppenabgang auf dem Bauch wieder. Für eine Sekunde befürchte ich, daß mir die Sinne schwinden, daß sich die mühevoll restaurierten Erinnerungen auflösen könnten wie ein Aspirin in einem Glas Wasser, binnen kurzem werde ich im dreizehnten Stock eines Hauses aufwachen, von dessen häßlichen Balkon man einen zauberhaften Blick über die Schätze der Altstadt hat, und auf meiner Bettkante sitzt eine pickelige Polizistin und fragt mich mit harscher Stimme was.

»Geht's dir gut?« Es ist Anna. Sie dreht mich auf den Rücken, streicht mir über die Stirn und schaut mich besorgt an.

»Mein Herz«, stöhne ich und schließe die Augen.

»Was ist damit?« Ihre Hand gleitet suchend über meine Brust.

»Es ist zerbrochen«, seufze ich. Sie lacht, ich spüre ihren Atem auf meinem Gesicht, und als ihre Lippen sich an das Werk der Heilung machen, meine Finger unter ihrem Kimono in vertraute Gefilde finden, da stört uns von unten aus der Eingangshalle ein Poltern auf, ein Scharren und Klopfen, als käme jemand aus dem Schnee ins Haus. Anna hilft mir rasch hoch, zupft sich den Kimono zurecht und drückt mir lachend einen letzten Kuss auf die Lippen.

»Was ist passiert?« frage ich.

»Die Tasche«, kichert sie. Direkt vor ihrer Tür steht meine Reisetasche und sagt kein Wort. Habe sie ganz augenscheinlich in der Nacht dort stehen lassen, um am Morgen über sie zu stolpern. Ein alter Mann kommt die Treppe herauf, wünscht ein gesegnetes Weihnachtsfest und verschwindet in einer Tür in der Nähe.

»Frohe Weihnachten, Justus«, ruft Anna ihm nach.

»Justus ist ein Sammler«, sagt sie. Ich habe mir frischen Kaffee genommen und eine Zigarette angesteckt. Anna schreibt was auf den Block. Die Kamera liegt da und erinnert mich an was, wie ein Versprechen.

»Darf ich ein Foto machen?« frage ich.

Sie nickt.

»Was schreibst du?«

»Justus ist ein Sammler«, sagt sie und lächelt.

Das ist schon der Moment. Ich drücke auf den Auslöser.

»Und?« frage ich weiter.

»Mahagoni, Willem van Duivendal«, liest sie, »und: Brügge eintausend.«

Da fällt es mir ein. Die Verabredung mit Gouda, die wir in der Nacht getroffen haben, als wir uns trennten. Brügge eintausend. Besser elfhundert, hab ich gesagt.

»Anna...«

Sie schaut von ihrem Block auf, und ich löse die Kamera abermals aus.

»Ich...«

»Was ist das für eine Kamera?« fragt sie.

»Eine Zorki. Eigentlich eine Leica. Die haben die Russen nachgebaut, geklaut, verstehst du, mindest so perfekt wie das Original. Nur haben sie das hübsche Stück nicht Leica Ruski genannt oder Sozialistische Einheitskamera, sondern Zorki. Frag mich nicht, was das heißt, wahrscheinlich Plagiat oder so.«

Offensichtlich kennt sie die Geschichte von der Zorki noch nicht.

»Diese hier ist von meinem Onkel Ari. Er hat sie aus Russland mitgebracht, nach dem Kriege, dann hat er sie mir geschenkt, als ich zehn Jahre alt war.«

»Interessant...«

Also nicht.

»Anna«, sage ich, drücke die Zigarette in den Aschenbecher und es kommt mir vor, als sei damit auch etwas anderes zu Ende, »es tut mir leid, ich habe heute Morgen eine Verabredung mit meinem Freund Gouda, zum Frühstück. Wir waren gestern zwar den ganzen Tag zusammen, hatten aber kaum eine Minute für uns, weil wir die ganze Zeit hinter dieser Frau hergejagt sind.«

»Willem van Duivendal.«

Wie sie seinen Namen sagt.

»Wo?« fragt sie.

»Brüggemann.«

Sie lacht.

»Brügge eintausend ist aber eine Weile vorbei.«

»Elfhundert. Wahrscheinlich hat er die Verabredung längst vergessen, aber ich muß ihn heute irgend auftreiben.«

»Wo steckt er denn?«

»Emma hat ihn abgeschleppt, die Laborantin.«

Es ist schließlich die Wahrheit.

»Wie spät ist es jetzt?«

Keine Ahnung. Ich gehe nach nebenan, wo die Riesenkuckucksuhr in ihr Schlafzimmer linst. Sie zeigt etwa zwanzig nach zehn. Der Anblick des zerwühlten Bettes erzählt mir auf einmal eine fremde Geschichte. Das war nicht ich, der da einer Frau beigelegen hat, die angeblich im Nebenzimmer sitzt und mit meiner Zorki hantiert, das war vermutlich ein Figurant aus dem skurrilen Panoptikum, das mir seit einiger Zeit durch den Kopf gespenstert.

»Bald halb elf.« Ich nehme wieder Platz und greife nach dem Kaffee, da fotografiert sie mich mit meiner eigenen Kamera, schießt ein Bild im ungünstigsten Moment, der alte Tentakelfisch, wie er eben mit dem dümmstmöglichen Gesichtsausdruck nach einer Kaffeetasse greift. Mehr als ein schiefes Grinsen bekomme ich nicht hin.

»Es gibt keinen Fotografen, der sich gern fotografieren läßt.« Sie lacht und gibt mir die Zorki zurück. »Wenigstens keinen guten.«

»Da drin«, sage ich und klopfe mit dem Finger auf das Objektiv, »steckt einiges vom vergangenen Tag. Kann ich vielleicht heute noch entwickeln lassen, keine Kunst, nur die mehr oder weniger vollständige Dokumentation unserer Abenteuer. Das wäre immerhin ein brauchbarer Faden für die Geschichte, die ich dir dann erzähle.«

»Ich habe noch Filme von dir«, sagt sie, und es ist mir unmöglich zu entscheiden, ob in ihrem Lächeln eine spöttische Spur verborgen ist. »Die hast du mir vergangene Nacht mitgegeben.«

»Das weiß ich noch«, behaupte ich. »Von der Weihnachtsfeier der Schneiderinnung und natürlich von Hafersteins prachtvoller Vernissage für die Wasserkessel.«

»Willst du die gleich mitnehmen?«

»Später, das eilt nicht.«

Mir kommt in den Sinn, daß die Zeiten vorüber sind, zu denen ich jederzeit Filme entwickeln und abziehen lassen konnte. Ich erinnere mich daran, daß ich noch in der Nacht Bornheimer-Resse angerufen und ihm eine deutliche Botschaft auf den Anrufbeantworter gesprochen habe, und plötzlich wird mir abermals deutlich, ich habe gekündigt, ich bin frei, ich werde die Stadt verlassen und nichts weiter tun als endlich, endlich diese Welt durch das Auge meiner Zorki begreifen lernen, nichts weiter als fotografieren. Und von Anna niemals mehr lassen. Habe ich in der Nacht gedacht, und ich wußte es in dem Moment in aller Entschiedenheit.

»Das paßt ganz gut«, sagt sie.

»Was?«

»Deine Verabredung.«

»Wieso?«

»Ich habe nämlich auch noch einen Termin.«

»Was denn...?«

Sie schaut mich an und lächelt.

»Wo hast du meinen Lippenstift gefunden?«

Die Wahrheit und das Glück.

»Im Auto der Laborantin«, sage ich, »die hat mich in der Nacht nach Hause gefahren. Sturztrunken.«

»Sie?«

»Nein, ich.«

Das Glück ist spürbar anwesend. Und in Bedrängnis. Dabei hat sie die entscheidenden Worte längst gesagt. Ich habe das Gefühl, es wird höchste Zeit, erwachsen zu werden.



»Anna«, sage ich in allem Ernst, »heute Nacht, bevor ich dich angerufen habe, habe ich meinem Chef die Kündigung auf Band gesprochen. Ich werde keinen Tag länger für die Zeitung arbeiten. Ich werde meine Wohnung kündigen, die Stadt verlassen und nur noch für die Fotografie leben. Und für dich. Ich habe gedacht, das alles würde sich aus einer bedenklichen Vergangenheit speisen. Es ist aber eine glückliche Zukunft, die ihre Hand im Spiel hat.«

Ich nehme ihre Hand in meine.

»Das hier ist nicht so ein beliebiges Spiel, Anna. Es ist nichts weiter geschehen als ein wenig gemeinsame Physiologie, aber ich habe den ganzen verdammten Tag gestern gewußt, daß die Liebe zu dir mein Leben retten wird. Ich will dich ganz und gar.«

»Ich weiß es längst«, gibt sie zur Antwort und erwidert meinen Ernst ungebrochen. Kein Gran Ironie, keine Vernunft, die das Pathos unserer Liebe einschränkt.

»Ich liebe dich.«

Wir sitzen uns gegenüber, halten uns an den Händen fest, um nicht irgend abzustürzen, schauen uns in die Augen, um unsere Gefühle in des anderen Seele festzuschreiben, und, als müßte ich das noch erklären, sage ich: »Es ist wie der Aufbruch zu einer Reise, zu einer kosmischen Reise.«

»Ja«, sagt sie nach einer ganzen Zeit und das ironische Glitzern kehrt in ihre Augen zurück. »Aber ich habe nur eine kleine Bitte, nur diesen einen Tag, Carl, der gehört noch meinen Eltern. Am Abend bin ich frei. Dann habe ich Urlaub bis irgendwann im Januar.«

Zu ihren Eltern will sie, Weihnachten feiern. Unbegreiflich ist mir die Schwerelosigkeit dieser Geschichte. Sie hat, ich weiß nicht wie, das alles vorgewußt.

»Keine Pläne?« frage ich.

»Doch«, sagt sie, beugt sich weit über den Tisch und küßt mich.

Das Glück schmerzt. Sie kramt in einer Handtasche, holt zwei Filmdosen hervor und drückt sie mir in die Hand.

»Ich bestelle für uns einen Tisch«, sagt sie dann. »Heute Abend im *Venezia*. Um acht.«

»Um acht. Da planen wir unser Leben.«

»Ja«, sagt sie leise und lacht kein Stück.

## Kapitel 2

Das Innere des Wagens gehört zu einer untergegangenen Welt. Auf dem Rücksitz liegen die beiden Ordner, die Gouda mir zu Weihnachten geschenkt hat. Ich nehme einen nach vorn auf den Beifahrersitz, klappe ihn auf: *Willem van Duivendal* steht da in seiner wunderschön unlesbaren Handschrift geschrieben, *De Heeren van Kloosterdijk*, und: *Roman*. Er hat davon geredet schon vor ewigen Zeiten, phantasiert wie ein Junge, der Pilot werden will oder Filmstar. Und nun hat er tatsächlich diesen Roman geschrieben und ihn mir geschenkt, zwei pralle Ordner mit hunderten handgeschriebener Seiten, das Original, die Geschichte seiner Familie wie die seines Volkes, die seiner Phantasie: Selbsterklärung und Abschied.

Ich schlage die erste Seite auf.

»Das milde Licht der Wintersonne lag über den flämischen Niederungen«, steht da in Niederländisch, »eine Aura der Stille umfing die Welt am Ufer des Isabellakanals, und der Mann, der mit angehaltenem Atem den kleinen Nachen gen Norden stakte, mochte glauben, es sei Friede.«

Das könnte heute sein. Es ist das Licht, das sich lebhaft in den Kirchenfenstern bricht, die Stille, mit der der Schnee den Kloostergarten bedeckt. Ich lege das Manuskript beiseite. Am Fenster über dem Torbogen, in dem gestern Nacht der Schein ihrer Kerze stand, vermute ich eine sachte Bewegung. Ich möchte glauben, es sei Friede, aber eine wilde Zeit des Aufruhrs ist angebrochen, mein Herz verletzt, die Sinne in die Irre geführt, ich möchte gleichzeitig flüchten und zurückstürzen, sie an mich reißen, mich an sie klammern, in ihren Armen die Schrecken der Welt vergessen wie den Freund in der Stadt allein im Café Brüggemann. Ich starte den Wagen und rolle gemächlich aus dem altmeisterlichen Wintergemälde.

Mit jedem Meter, den ich mich entferne, wächst die Furcht, ihr Bild könnte verblassen, ich wäre binnen weniger Kilometer nicht mehr in der Lage, Anna zu beschreiben, in jeder Sekunde entferne ich mich weiter aus einer Geschichte, die ich eingangs der Stadt nur vom Hörensagen kenne, angesichts des Freundes nur noch als Legende. Wie er geschrieben hat: und der Mann, der mit angehaltenem Atem den großen Wagen gen Süden steuerte, mochte glauben, es sei Liebe.

Im *Venezia* um acht, es ist nicht zu glauben. Da planen wir unser Leben. Dabei kenne ich diese Frau überhaupt nicht. Aber einige Details haben sich tief eingepreßt, zum Beispiel die Sommersprossen in ihrem Nacken, mitten im Winter. Die Nuancen ihres Lächelns, das Spiel ihrer Finger, aber sie müßte es immer und immer wiederholen, um einem wie mir zu einem zuverlässigen Bild zu verhelfen.

Über der Stadt steht ein hoher Himmel. Die Kirchtürme zeichnen sich tiefenscharf ab. Linker Hand taucht ein Baumarkt auf. Das Licht ist offensichtlich ein anderes, aber die Szenerie vermittelt den Anschein, als gäbe es das Phänomen der Zeit nicht. Wenn jetzt ein Hund vorbeikommt, an den Flaschen vor dem Altglas-Container schnüffelt und sich an den letzten Tropfen Fusel delektiert, schließt sich der Ring der Erinnerungen zu einem Groschenroman.

Die Geschichte ist vorüber, ist aus, ist geschehen und muß nicht mehr erzählt werden, wenigstens nicht in ihren Einzelheiten. Der vergangene Tag hat mein Leben gründlich auf den Kopf gestellt, aber die Vergangenheit ist eine tote Katze, die Zukunft ist der Rest des

Lebens, und Anna muß von Emma ebenso wenig wissen wie von Corinna. Was die jetzt wohl macht? Liegt vermutlich ihrem Commander bei und fabriziert ihm ein frohes Weihnachtsfest mit diesem flaumweichen Instrument, mit dem sie einzig Botschaften abzusondern in der Lage ist. Aber da wird noch etwas anderes sein in ihrem Bauch, was noch vom gestrigen Tag zeugt, doch das gehört ja zur Vergangenheit.

Hinter der Brücke am Hasetor durchfliegt für einen Wimpernschlag die Silhouette des Hochhauses meinen Augenwinkel. Das ist vorbei. Das stumpfsinnige Zeitalter meines Lebens ist unwiderruflich abgeschlossen. Ich habe meinen Job bei der Zeitung laut und deutlich gekündigt, ich werde binnen kurzem aus diesem architektonischen Monstrum ausziehen, werde es sowieso nur noch betreten, um letzte Dinge zu retten. Und so werde ich den ungewissen Rest meines Daseins der Fotografie widmen, mit derselben Ausschließlichkeit, mit der ich den Rest meines Herzens dieser einen Frau verschenken werde.

Gouda steht vor dem Café, gibt mit den grauen Schläfen und der Nickelbrille leibhaftig den Professor aus den Käseländen, aber wie er da steht, die Hände in die Taschen des Mantels vergraben, die Spitze des rechten Fußes spielerisch um einen Klumpen Schnee bewegt, da ist er der zwölfjährige Freund, der mir in blindem Verständnis den Ball herüberpassen wird.

Ich parke den Wagen vor den Altstädter Bücherstuben und schaue auf die Uhr. Vier nach elf. Er hat mich noch nicht entdeckt, betrachtet in kindlicher Verwunderung den Eisklumpen an seinem Fuss, der offensichtlich doch kein Fußball ist, und so stehle ich mich vorsichtig aus dem Wagen, halte die Zorki schußbereit unter der Jacke und mache ein paar dezente Schritte auf ihn zu. Er entdeckt mich im Moment des Auslösens. Die versunkene Haltung ist dahin, aber es wird sich seine jugenhafte Lauterkeit auf dem Foto finden lassen, eine Art Unbestechlichkeit in seinen Augen: das, was ich schon immer unerklärlich fand, eine aristokratische Größe seines Blicks oder dergleichen.

»Frohe Weihnachten«, sage ich. An diesem Tag gibt es quasi nur einen Notvorrat an Begrüßungsformeln. Er grinst wie ein Spießgeselle.

»Hätte dich zu Fuß erwartet«, sagt er.

»Wieso?«

»Das kurze Stück...« Mit dem Arm deutet er über das Rathaus hinweg. Er steckt noch in einer anderen Angelegenheit, weiß nichts von Ende und Anfang der Geschichte, und für den Moment wenigstens möchte ich das alles lieber für mich behalten. Nur muß ich ihm beibringen, wie stark meine Motivation gelitten hat, ins Sauerland zu fahren.

»Dicht«, sagt er.

»Was?«

»Deine belgische Hauptstadt.«

Ich schaue ihm über die Schulter. Er hat offensichtlich Recht. Das Café Brüggemann liegt still und finster im Winterschlaf.

»Wie heißt der Laden, in dem wir vergeblich waren?«

Er fragt, als wäre seitdem nichts passiert, nichts, außer daß wir den Namen eines Ladens vergessen haben.

»Wir haben in einem Lautsprecher gegessen«, erklärt er und entläßt wieder einmal seine Hände aus den Manteltaschen, die dressierten Vögel, die zu seinen Auslegungen der Welt flattern, zittern, schweben müssen. Habe ich zuletzt auf dem Marktplatz gesehen, um zwei Ecken. Ist aber einige Erdzeitalter her.

Ich weiß jetzt, was er meint, er aber scheint die Frage eine längere Weile disputieren zu wollen, spricht von einer Art Videobox, von einem zeitgeistlichen Frühstück, beschreibt das kühle Ambiente in ebenso vielen Details wie die warmen Interieurs, die Croissants, Baguettes, Tartelettes und die Quieches.

»Shulze's«, sage ich, »du meinst das Shulze's.«

»Exakt.«

Die Stadt hat sich über Nacht ein Festtagskleid zugelegt, auf das die Wintersonne ein mildes Licht legt, um der Eiskälte die Schärfe zu nehmen. Der Schnee ist das pure Glück, besonders für die Kinder, die ihre Geschenke ausführen, Pudelmützen, Schlitten und junge Hunde. Ein Mädchen auf einem zitronengelben Fahrrad rutscht eben im Zeitlupentempo zur Seite weg und kippt gemächlich in einen Schneehaufen, den ein Räumfahrzeug hinterlassen hat. Als es sich plärrend aufrappelt und mit dicken Fäustlingen versucht, ein paar Schneeflocken vom Fahrradsattel zu putzen, grinsen wir uns an. Dabei fällt mir ein, daß ich eigentlich nicht so gut auf meinen leutseligen Kumpel zu sprechen bin. Vergangene Nacht war er recht flott und brüsk davon und hat mich in einer nicht wenig verfänglichen Situation zurückgelassen. Das hätte absolut schief gehen können. Und gehört nun auch nicht eben zu den behaglichen Erinnerungen. Aber der Meister war wohl vollkommen in Trance, weil er der Laborantin seine komplette Biographie erzählen durfte, und sie sich noch den Anschein gab, als interessierte sie sich dafür.

Ein Fünfjähriger steht vor einem Spielzeuggeschäft, hat augenscheinlich das völlig falsche Geschenk zu Weihnachten bekommen, denn er schluchzt und kreischt und trommelt mit beiden Fäusten wie verrückt auf die Schaufensterscheibe ein.

»Desorientierte Kinder«, sagt Gouda laut. Ein Paar in der Nähe zuckt zusammen. Ich muß grinsen. Es ist die lupenreine Eifersucht, nichts weiter. Das war schon in der Nacht so, in der Kneipe, auf dem Weg über den Westerberg bis in meine Bude. Ich habe nicht ertragen wollen, daß er das, was ihn tatsächlich berührt, in allen Einzelheiten einer Frau erzählt, von der er nichts anderes kennt als ein Paar schöner Augen.

»Wie war die Nacht?« frage ich.

»Sternenklar.«

Na klasse, der Tag ist im Sack.

»Und selber?« fragt er.

»Ja.«

Im *Shulze's* ist es, wie es war. Die Croissants und die Tarteletts sind frisch und knusprig anwesend, als wären seit unserem letzten Besuch nicht fünfzig Jahre vergangen. Heute freilich ist es rappelvoll. Die Gäste drängen sich auf den verchromten Barhockern und an den wenigen Stehtischen wie Fahrgäste in einem Bus, in dem es trotz der Enge etwas zu essen und zu trinken gibt. Hinter der Theke steht eines jener Geschöpfe, die im Fernsehen atemlos Videoclips ansagen, ein magersüchtiges Mädchen mit schwarzen Lippen und Nägeln, hantiert routiniert mit den Spezereien, balanciert die Getränke wie eine nachtfarbene Zirkusprinzessin und bedient zwischendrin die Kasse, als würde sie mit den leuchtenden Tasten das Geschehen in ihrem virtuellen Laden steuern.

Es herrscht ein entsetzlicher Lärm. Und eine Hitze, die just die letzten Sauerstoffatome in die klare Winterluft verjagt hat. Ich werfe dem Freund einen fragenden Blick zu. Er nimmt die beschlagene Brille ab. Seine Zweifel perlen ihm aus der Stirn. Da taucht aus der Menge der Jüngling mit den sanften Augen auf, der, der uns gestern bediente, als Gouda den Zucker auf der Tischplatte hinterlassen hat.

Das Schicksal hat sich nicht irritieren lassen. Es geht bisweilen merkwürdige Wege, aber es findet, wohin es soll. Sie wird jetzt geduscht haben, zieht sich eben an. Sie wird sich heute nicht als Designerin verpuppen, wird aber bei ihren Eltern auch nicht im Kimono auftauchen. Was trägt sie, wenn sie Anna ist? Herrgott, ich bin eine knappe Stunde von ihr fort, und schon zerfrißt mich die Sehnsucht.

Der Jüngling scheint sich gottlob nicht zu erinnern, gibt uns eben einen Wink, es sind zwei Plätze frei geworden an einem langen Brett vor dem Fenster, von dem aus wir die

Menschen beobachten, die da draußen ihre weihnachtlichen Stimmungen hin und her tragen. Ich schaue mich um. Etwas ist anders als gestern.

»Ich war bei ihr«, sage ich.

»Corinna Flitsch?«

Er mißversteht mich. Entweder ist es seine spezifische Form von Ironie oder irgend eine heilsame Didaktik, mit der er mir etwas verdeutlichen will. Es ist doch klar, daß ich die Frau des Königs der Reißverschlüsse nicht meinen kann. Ich werfe noch einen Blick über die Schulter in das Gedränge, und da in mir der brennende Wunsch aufsteigt, es möge leise werden, das infernalische Geschnatter, das behauptende Lachen und die falschen Fragen, all die Versatzstücke aus dem Schmierentheater der Mitmenschlichkeit kämen für nur ein Minute zur Ruhe, eine liturgische Stille breitete sich in den Herzen der Anwesenden aus wie eine gedehnte Schrecksekunde, in der die Passagiere bemerken, daß die Maschinen ausgefallen sind, da weiß ich plötzlich, was verändert ist. Der Musikkanal fehlt, der einen irrwitzigen Puls schlägt und elektronische Hirngespinnste in die hilflosen Augen brennt. Der Fernseher ist aus.

Die Menschen da draußen gehen noch immer hin und her. Er meint es nicht ironisch und nicht didaktisch. Er versteht es im überkommenen Sinne: bei einer Frau zu sein.

»Anna«, sage ich leise.

Er hat es verstanden. Trotzdem erkläre ich es.

»Die Textdesignerin, die ich bei Haferstein getroffen habe.«

»Coquinari.«

»Richtig. Ich habe sie noch in der Nacht erreicht.«

Er schaut mich an. Keine Ironie, keine Skepsis. Offensichtlich nichts anderes als ein freundschaftliches Interesse. Dennoch, ich weiß nicht wieso, bin ich auf der Hut.

»Bin zu ihr rausgefahren und...«

Ich schaue mich nach der Bedienung um. Der Jüngling balanciert eben ein Tablett mit Espresso und Champagner durch den Bus. Ich nicke ihm zu.

»Und?« fragt Gouda.

Ich weiß nicht, ob ich ein Lächeln zustande kriege oder ob mir die Tränen kommen. Er bemerkt es sofort, legt den Arm über meine Schulter und ist mir sehr nahe.

»Ist es schlimm?« fragt er leise.

Ich nicke.

»Sehr schlimm?«

»Eine Katastrophe«, sage ich und muß schlucken. Glücklicherweise kommt just der junge Mann mit den sanften Augen, fragt nach unseren Wünschen und schnippt mit den Fingern. Gouda wählt ein Baguette mit Käse und einen Milchkaffee. Ich weiß eigentlich nichts, mir ist nicht nach Frühstück, obwohl ich wahrscheinlich ewig nichts gegessen habe. Das Hungergefühl hat sich inzwischen offensichtlich auf andere Objekte kapriziert als auf Croissants mit Orangenmarmelade und Gemüsekekchen mit Zwiebeln und Pilzen.

»Dasselbe«, sage ich. Der Jüngling schnippt abermals mit den Fingern. »Dasselbe, nur mit einem großen Becher Kaffee. Normalen Kaffee.«

Er fabriziert ein sanftes Lächeln und fliegt davon.

»Ich weiß nicht, Gouda, ob es dir jemals so ergangen ist. Du begegnest einer Frau, und es ist von einer Sekunde auf die andere so, als wäret ihr schon immer ein Paar. Aber es hat nichts von der Patina, die sich über gewachsene Beziehungen legt, im Gegenteil, es ist vollkommen frisch und beängstigend, auf eine absolute, auf eine tollwütige Art und Weise gefräßig und bedingungslos.«

Unversehens spüre ich die Angst, sie zu verlieren. Eine glühende Feder schreibt mir die abstrusesten Gespinste in den Kopf: sie rutscht in einer Kurve zwischen Hesepe und Sögeln von der schneeglatten Kreisstraße und so unglücklich gegen einen Baum, daß sie mich niemals wiedererkennen wird, sie begegnet dem jungen Nachbarn ihrer Eltern auf der Weihnachtsfeier, verliebt sich Hals über Kopf und fliegt noch in der kommenden Nacht mit ihm an die Westküste Südamerikas, wo sie ihm in einer Krankenstation am Fuße der Anden assistiert und im Laufe der Jahre fünf Kinder gebiert. Sie sitzt mir am Abend im *Venezia* gegenüber, bedankt sich höflich für die süße Affäre, wie sie es mit einem koketten Kopfschütteln bezeichnet, ahnt nicht, daß ich ihr wenige entsetzliche Augenblicke später das Messer tief in ihr kaltes Herz jagen werde, mit dem sie eben das Carpaccio zerteilt.

»Das nennt man Liebe«, sagt der niederländische Staatsphilosoph.

Ich bin ihm dankbar, daß er mir immer wieder die Welt erklärt, aber ich muß sterben. Jetzt sofort, bevor ich sie je wiedersehe, vergiftet von einem Käsebaguette, zerfetzt von der Explosion einer Espressomaschine, erstickt in der Enge eines neuzeitlichen Bistros.

»Als hätten wir aufeinander zugelebt, als hätte etwas in uns von dieser unweigerlichen Begegnung gewußt. Am Tag vor Heiligabend werden wir uns begegnen. Bei einer eitlen Präsentation in der Agentur Haferstein...«

»Ihr habt doch vorher zusammengearbeitet.«

»Nicht wirklich, sie hat mich nur angerufen, hat die Bilder quasi bestellt. Fotografieren Sie eiskalte Metaphern für einen Wasserkessel, vollkommen sterile Szenarien, galaktisch weit entfernt von jeder Kaffeeklatschgemütlichkeit. Eigentlich waren es ihre Fotos. Und dann...«

Draußen wackelt der Knirps vorbei, der vorhin in höchster Not die Fensterscheibe des Spielzeugladens zertrümmern wollte, grinst satt und angriffslustig in die Weltgeschichte wie ein junger Kampfhund. Vielleicht ist es ja seine Bestimmung, möglichst viele Frauen möglichst unglücklich zu machen. Die Mutter, die mit versteinerner Miene ins Fenster einer winzigen Goldschmiede gafft, scheint die erste zu sein.

»Dann muß ich dir kein Glück mehr wünschen«, sagt er.

»Wieso nicht?«

»Du hast es doch, Leica.«

Er schaut mir in die Augen, als könnte er es dort irgend entdecken.

»Mehr denn je, Gouda, mehr denn je.«

Das Frühstück kommt. Zwei Käsebaguette, zwei Milchkaffee.

»Ich hatte...«, beginne ich, will die Bestellung reklamieren, aber Gouda legt seine Hand auf meine, der sanfte Ober nimmt den Zuckerstreuer und ist schon weg.

»Ich hatte einen Becher Kaffee bestellt, normalen Kaffee.«

»Fordere dein Glück nicht heraus, Mensch! Wer eine glückselige Liebschaft sein eigen nennt und einen Becher normalen Kaffees noch dazu, der erregt den Neid der Götter. Schlürfe deinen Café au lait in irdischer Demut, mein Sohn!«

Jetzt fängt er so an.

»Wo wohnt sie denn?« fragt er.

»Draußen, hinter Bramsche«, sage ich und nehme sehr vorsichtig einen Schluck aus der Kindertasse. Schmeckt passabel, aber es fehlt Zucker. »Kloster Malgarten. Würde dir sehr gefallen. Ein unglaublich malerisches Stück Welt, großzügig, stilvoll und still.«

»Es fehlt Zucker«, sagt er.

»Hat der Schnösel just mitgehen lassen.«

»Warum?«

»Das fragst du noch?«

Er grinst. Der erste Biß ins Käsebaguette erzeugt mir einen animalischen Hunger. Es ist ratzfatz verschlungen. Ich dränge mich zur Theke, bestelle ein Stück Gemüsekuchen auf die Schnelle und greife mir einen Zuckerstreuer. Dann brülle ich der Nachtschwester noch die Frage über den Tresen, warum heute keine Musik läuft. Sie kratzt sich mit den schwarzen Fingernägeln am Kopf und zaubert ein betörendes Lächeln zwischen die Lippen aus Ebenholz.

»Und du?« Ich stelle ihm den futuristischen Zuckerstreuer hin und falle über das Stück Gemüsekuchen her. Zögernd nimmt er den Streuer in die Hand und betrachtet ihn wie eine Waffe, ehe er vorsichtig einen Streifen Zucker in den Milchkaffee rieseln läßt.

Auf der einen Seite ist er ein altmodischer Mensch, der sich für Dinge genieren kann, die einem Vierjährigen nicht peinlich sind, andererseits aber besitzt seine konservative Haltung eine Vornehmheit, um die ich ihn beneide, eine taktvolle Entschlossenheit, die es mir unmöglich macht, in welcher Frage auch immer zu insistieren, wenn er zugleich die Augenbrauen um ein Geringes hebt und den Blick nach innen schließt.

»Das fragt man nicht«, sagt er leise und setzt den ersten Biß in das Käsebaguette. Das ist, was ich wiederholt befürchte. Daß wir in divergenten Zeitaltern leben, sich unsere Umlaufbahnen nur sporadisch berühren, wenn er ein Viertelpfund Zucker auf einen Bistrotisch rieseln läßt, wenn er mit der Taschenuhr seinen genealogischen Sinn in einer Amsterdamer Gracht versenkt, wenn er in trunkener Nacht einer fremden Laborantin davon erzählt, als wäre es sonst eine komische Episode aus seinem famosen Leben.

»Und sonst?« frage ich.

»Ich erinnere mich, daß wir die Absichten besaßen, das Sauerland aufzusuchen...«

»Ich weiss, aber seit irgendwann heut nacht verlangt es mich kein Stück mehr nach den niederländischen Alpen.«

»Wie das?«

Ich stecke mir eine Zigarette an, um die Luft im Shulze's ein wenig zu verbessern.

»Will nicht weg«, sage ich.

Im Bildschirm über der Toilettentür macht jemand Licht, und unverzüglich geschehen dort oben phantastische Dinge in irrsinniger Geschwindigkeit, ohne daß ein Laut zu vernehmen wäre.

»Kann gar nicht.«

Das Mädchen hinter der Theke hantiert mit einer Fernbedienung.

»Bin heute Abend mit Anna verabredet.«

»Wo?«

»Beim Italiener.«

Er rührt seit Minuten im Milchkaffee, und die zerstreute Kopfbewegung, mit der er die Rotationen des Löffels kaum spürbar begleitet, könnte man als duldsames Nicken interpretieren.

»Laß uns hierbleiben, Gouda!«

»Uns?«

Die Musik brüllt los, ein streitsüchtiges Stakkato wirft sich über die Menschen, ein rechthaberischer Sprechgesang, der sämtliches Geschirr im Raum zum Klirren bringt, aber niemanden scheint es so recht zu stören, man erhöht routiniert die eigenen Frequenzen und glaubt gewiss mehr als zuvor, sich an einem zeitgeistlich korrekten Fleck zu befinden.

»Wir könnten doch...«, brülle ich ihm ins Ohr, aber seine Gelassenheit löst sich auf wie ein Löffel Zucker im Cafè au lait. Er stürzt den Rest des Kaffees runter, knüllt einen

Fünfundzwanzigguldenschein in die Tasse, schnappt sich das Baguette, meinen Kragen dazu, und ehe ich begreife, was geschieht, rennen wir keuchend durch die kristallklare Stille der Innenstadt. Allmählich besinnen sich die Sinne, ein Schneeball landet dumpf an einem Briefkasten, aus der Distanz sind zwei feine Schläge einer Stundenglocke zu hören, ein Kind in der Nähe lacht.

Vor dem Theater werden seine Schritte langsamer. Der Domhof liegt in einem silbrigen Licht, durch das sich die Menschen merkwürdig träge bewegen, fern. Gouda zieht mich unter den Torbogen des Portals, von dem aus wir gestern dem ersten Schnee zugesehen und fruchtlose Pläne gemacht haben. Er hat in sein Element zurückgefunden, durchmißt liturgischen Schrittes den Kreuzgang, wirft einen patriarchalischen Blick auf die Gräber der Domherren und wird sogleich fortfahren, mir über Schuld und Sühne des Pontius Pilatus zu dozieren.

»Wir könnten«, sage ich und klopfe mir an den ehrwürdigen Mauern den Schnee von den Schuhen, »wir könnten für einen Tag in die Vergangenheit reisen, nach Mettingen, deine Verwandten besuchen und ein wenig in unseren eigenen Spuren herumstapfen.«

Er schaut mich an.

»Für Sylvester organisieren wir eine kleine Feier.«

Und nickt.

»Mit Anna.«

Stellt sich an einen der romanischen Fensterbögen und legt seinen Blick müde auf das schneeweiße Grabtuch, das seit gestern über dem Kirchhof liegt. Unsere Geschichte wiederholt sich in beängstigender Einfalt.

»Und eventuell Emma?«

Im Hintergrund sind geistliche Gesänge zu hören. Meine Frage scheint ihn offensichtlich nicht zu provozieren. Es ist etwas anderes, und es beginnt ganz still.

»Dieses alles«, sagt er und fährt mit den Fingern über den jahrhundertealten Sandstein des Rundpfeilers, der die Fensteröffnung teilt, »stürzt aus der Zeit.«

Sein Finger deutet über die Domtürme hinaus in die Weltgeschichte, um den dunklen Fluch zu erhellen. Ich sage nichts.

»Es verfällt. Am Ende aber nicht wegen des sauren Regens und der leeren Kassen. Es verliert an Wert. Wie die Aktie einer Fabrik, die etwas produziert, was niemand mehr benötigt. Es ist keine wirkliche Not in den Herzen, allenfalls eine Art Notstand, und je schneller wir uns nach vorn bewegen, um so unmöglicher wird es, einen Blick zurück zu tun. Die Erinnerung ist zu lächerlichem Verpackungsmüll geworden, nur eine schmutzige Spur, die man dort ungeniert zurückläßt, wo man sowieso niemals wieder vorbeikommt. Und das alles um den Preis einer entwurzelten Existenz.«

Es ist sein Thema.

»Was meinst du?« frage ich.

Das setzt ihn in Bewegung.

»Die Menschheit stürzt dahin zurück, von wo sie dereinst aufgebrochen ist«, sagt er und zieht mich am Arm auf den Innenhof.

»Also doch?« frage ich.

»Was?«

»Eine Art Erinnerung?«

Er schüttelt den Kopf. Schmale Fußspuren im Schnee verraten, daß in der Frühe schon jemand die verstorbenen Kirchenfürsten besucht hat.



»Das Zeitalter der Aufklärung ist vorüber, hat der Informationsgesellschaft Platz geben müssen, die alles erfährt, ohne etwas zu begreifen. Jahrtausende hat die Menschheit ihren Karren aus den Sümpfen der steinzeitlichen Primitivität den Berg der Zivilisation hochgeschoben, unter großen Verlusten, versteht sich, aber da oben, von wo aus man angeblich einen wunderbaren Ausblick auf die weiten Ebenen von Utopia haben sollte, da oben hat es offenbar keine Möglichkeit mehr gegeben, innezuhalten, um die Vision Wirklichkeit werden zu lassen. Der Karren rast den Berg auf der anderen Seite wieder runter. Beschleunigt sich auf das Irrsinnigste und wird am Ende dort landen, von wo er aufgebrochen ist. Nicht an dem selben Ort, aber auf dem selben Niveau.«

Auf einem Grab liegt erfroren ein Strauß Blumen. Ein Spatz fegt mit wildem Geflatter seinen Platz auf einem Grabmal frei. Das kleine Schneegestöber glitzert und leuchtet in der Mittagssonne wie etwas Lebendiges, eine Erscheinung, die die Prophezeihungen des calvinistischen Verehrers der Una Sancta inspiriert, eines der ungezählten Vorzeichen drohenden Heils minderer Ordnung, die kirchengeschichtlich ohne Bedeutung sind, aber das Leben desjenigen, der Objekt des Phänomens ist, diametral umkehren. Mein Leben aber hat bereits den Rückweg angetreten. Das Menetekel ist spät dran.

»Der Dom«, sagt er mit Verachtung in der Stimme, »ist schon längst nicht mehr als eine sentimentale Bühne für Vermählungsopern und Weihnachtsmärchen. Dazu ein gefälliger Orientierungspunkt im Zentrum, eine dekorative Kulisse für die Geschäfte, die man im Herzen der Stadt betreibt.«

Er geht an einen Grabstein voraus, entziffert die Inschrift. Da liegt ein Monsignore, ein Prälat, irgend ein Würdenträger seit mehr als zehn Jahren in der Erde und wartet auf den jüngsten Tag.

»Er durfte rechtzeitig gehen.« Gouda scheint ihn gekannt zu haben. »Hat zweifelsohne noch eine Ahnung der Tradition gespürt, war noch verwurzelt in einem Glauben, den die Menschen recht und schlecht mitgetragen haben. Aber heute...?«

Jetzt wird er sein Urteil sprechen, und es wird nicht lustig ausfallen.

»Die Hybris ist gesellschaftsfähig geworden, die Tradition ist Ballast, sie vergrößert den Luftwiderstand auf das uncoolste. Gefühle sind eine Hautkrankheit, gegen die man Kaugummi kaut. Biographische Wurzeln sind nichts als bleischwere Ketten, die einen in der eigenen Geschichte gefangenhalten, persönliche Bindungen sind Fesseln, die mich hindern, in das egozentrische Konzert der Spaß- und Fraßgesellschaft einzustimmen. So kappt man gnadenlos die Leinen, sticht in eine möglichst aufgewühlte See, ohne Kurs, ohne Navigation. Voluntas voluptas est.«

Seine Worte versinken emotionslos im Schnee, wie ein Breviergebet, eine dutzendfach gesprochene Grabrede, die er dem Prälaten ins Fegefeuer nachsendet. Ich mag nicht widersprechen. Sein Urteil ist gewiss weise und gültig, aber meine Füße sind inzwischen mit der geheiligten Erde eiskalt verschweißt, mein Herz aus dem Domherrenfriedhof aufgestiegen, über das Kirchenschiff und die Stadt nach Norden, wo es sich in der Mitte einer anderen klerikalen Architektur verliert. Erst jetzt scheine ich wirklich zu erwachen. Es ist die Kälte, es sind die apokalyptischen Worte des Propheten Willem van Duivendal, die mich aus meinen honigsüßen Träumen reißen.

»Laß uns gehen, was machen...«

Das hat er gesagt, tatsächlich.

Wie zwei Fratres unter bibelschwerem Schweigegelübde verlassen wir den düsteren Ort der Erkenntnis, treten aus dem rückwärtigen Portal in die frostklirrende Diesseitigkeit, wenden uns stumm nach rechts über den Domhof dem Rathausplatz zu: als könnte ein einziges Wort, ein verständnisvoller Blick den Zauber verfliegen lassen.

Auf der Rathauptreppe zeugen kleine Explosionen von einer Schneeballschlacht. Ein Paar neonfarbene Fäustlinge winkt vom Turm der Marienkirche. Aus einer Pizzeria steigt eine ungestüme Dampfwolke in den klaren Himmel und berührt uns für einen Moment mit dem Duft nach überbackenem Käse und Oregano.

»Ich weiß wenigstens, was ich nicht machen werde.«

»Und zwar?« fragt er.

»Ich werde nicht ins Sauerland fahren. Habe hier allerhand zu erledigen.«

»Das wäre?«

»Zum Beispiel möchte ich noch Haferstein besuchen.«

»Wozu?«

»Ihm was aufs Maul geben.«

»Wieso?«

»Nur so. Abteilung grandiose Abschiede.«

Hinter der Marienkirche steht ein alter Volvo Kombi mit Skiern auf dem Dach. Gouda schließt auf, und wir steigen ein, als machten wir es uns vor dem Kamin in seiner Wohnung am Groote Markt von Haarlem gemütlich.

»Es ist jetzt alles anders, Gouda.«

Er grinst.

»Ich habe gekündigt.«

Mein Atem stürzt sich auf die Windschutzscheibe, um Eisblumen zu malen.

»Wann?« fragt er.

»Heute früh.«

Jetzt, da ich es ausspreche, so konkret beschreibe, kommt es mir vor wie einer dieser hyperrealistischen Träume, denen wir mehr Glauben schenken als der Wirklichkeit.

»Ich habe Bornheimer-Resse angerufen. Sehr früh.«

»Den Bonsai?«

»Genau den. Ich habe ihm gesagt, dieser Job gestern war das Letzte. Das Letzte, was ich für seine kümmerliche Zeitung getan habe. Ich kündige.«

»Am frühen Weihnachtsmorgen?«

»Die gute Nachricht kennt keine schlechte Zeit. Originalton Bonsai.«

»Und was hat er gesagt?«

»Nichts. Ich habe mit seinem Anrufbeantworter gesprochen.«

Plötzlich explodiert die Stille im Inneren des Wagens. Die Welt da draußen verschwindet im ewigen Eis, die Kälte kommt aus den Füßen gekrochen und sucht nach meinem Herzen. Ich werde die Kraft nicht mehr finden, diesen Ort zu verlassen, nur ein Wort noch zu sagen. Es ist der Moment, in dem man unter die Eisfläche rutscht. Was man sich in beängstigenden Visionen als den Augenblick äußerster Panik vorgestellt hat, ist am Ende der Moment des größten Friedens.

»Und was hast du vor?«

Es ist Gouda wieder. Sitzt neben mir hinter dem Lenkrad seiner Amazone, als wäre es gestern, als wäre nicht tiefer Winter und das Leben ein beliebiger Sonntag, den man in tragem Gleichmut vertrödelt. Ich erzähle von meinen Abschieden, von der Kündigung, von der Idee, niemals wieder in die Wohnung zurückzumüssen, keinerlei Verpflichtung unterworfen zu sein als denen der Liebe, der Freundschaft, der Fotografie. Er erneuert sein Angebot, mich finanziell zu unterstützen, begreift nach wie vor nicht, warum er nicht mein Freund sein kann – und mein Mäzen. Oder so etwas wie ein Agent.

Ich habe kein Gefühl mehr in den Füßen.

»Laß uns kurz noch mal in die Redaktion fahren, dann in meine Wohnung, und am Nachmittag sind wir freie Menschen.«

»Laß uns kurz noch mal die Abschiede wiederholen, die Kündigungen relativieren, den Verpflichtungen nachgehen.«

Er grinst wie ein Autoverkäufer.

»Es geht um Fotografien«, sage ich. »Es sind noch die von gestern in der Zorki, die will ich im Labor entwickeln lassen...«

»Hast doch gekündigt.«

»Stimmt. Trotzdem, das geht noch mal.«

»Ab morgen sind wir freie Menschen.«

Er geht mir auf den Wecker. Ich werde meine Fotografien wieder selbst machen, werde meine Zeit in der Dunkelkammer verschwenden, werde zurückkehren an den Punkt, an dem ich mich falsch entschieden habe, als ich bei der Zeitung anfang. Nichts als sinnlose Eitelkeiten, die Weihnachtsfeier der Schneider-Innung, ein monomaner Chefredakteur und ein Umweg von einem Dutzend Jahren.

»Wir könnten Emma bitten, daß sie die Bilder entwickelt«, sagt er.

»Möchtest du das?«

Er versucht ein Achselzucken, daraus wird aber so eine Art epileptischer Anfall.

»Es ist verdammt kalt«, erklärt er.

Jetzt grinse ich.

»Laß man sein, da muß ja jemand Dienst haben. Wir nehmen meinen Wagen, Gouda.«

»Warum?«

»Wir fahren anschließend in die Wohnung, retten ein paar letzte Dinge, die ich im Benz zwischenlagern werde. Er wird so eine Art vorläufiger Wohnsitz. Alles, was wirklich wichtig ist, passt ohne Probleme in einen Kofferraum.«

Bin schon aus dem Kombi, hüpfte auf der Stelle, um das Eis von meinen Beinstümpfen loszutreten, schlage die Arme um den Körper, und mein Atem gefriert in der Luft zu unbeschrifteten Sprechblasen. Dann gehen wir um zwei Ecken die wenigen Schritte zu meinem Wagen. Vom Turm der Marienkirche fällt klirrend ein Glockenspiel zwischen die Häuser.

»Zum Beispiel die Petersburger Bilder«, sage ich, »die will ich separat veröffentlichen, als Nabokov-Geschichte, und ich kenne nur einen, der sie mir schreiben könnte.«

Er schüttelt lächelnd den Kopf.

Der Benz ist schon wieder vom Eis überwältigt. Ich kratze die Scheiben frei, lasse ihn eine Ewigkeit vorglühen, ehe er wie ein Schiffsdiesel anspringt. Gemächlich knattern wir aus der Altstadt wie aus einer verschneiten Bucht.

»Und wie ging die Geschichte post partum weiter?« fragt Gouda, als wir das Hochhaus diesseits des Herrenteichswall passieren. In diesem monströsen Bienenstock gibt es eine Wabe in der dreizehnten Etage, in der habe ich in den vergangenen zehn Jahren so was wie einen ruhelosen Winterschlaf hinter mich gebracht. Nun, nachdem ich die Mitte meines Daseins längst überschritten haben dürfte, werde ich mich aus der Haft befreien, so oder so: entweder gebe ich mir eine Art Bewährung auf den Sinn des Lebens, oder ich stürze mich still vom Balkon.

»Die Dame war sozusagen kapriziös.«

»Inwiefern?« fragt Gouda.

»Sie wußte, was sie wollte.«

»Dich!«

»Nein, unter allen Umständen die Kassette.«

»Aber...«

»Es war mir die ganze Zeit ein Rätsel, wie eine Frau, die einer Kassette hinterherjagt, auf der zu sehen ist, wie ihre Tochter vergewaltigt wird, zu Zärtlichkeiten fähig sein kann. Mir ist nichts anderes eingefallen, als daß sie von einer Angst getrieben war, die eine ebensolche Virulenz besitzen mußte wie das, was auf der Kassette dokumentiert ist.«

»Aber sie hatte die Kassette inzwischen doch.«

»Ich hatte sie.«

Am Berliner Platz stehen zwei Wagen ineinander verkeilt. Die Fahrer stehen dabei wie zwei frierende Hundebesitzer, betrachten das verbeulte Blech und machen aus der Entfernung einen leutseligen Eindruck: wenigstens haben sie mit gemeinsamer Kraft die Langeweile des Feiertages vertrieben.

»Ich wollte das sehen. Ich wollte wissen, wie das ist, was man da macht, wie weit man geht. Es hat mich plötzlich fürchterlich aufgeregt, aber nicht so, wie es die verletzte Mutter vielleicht mißverstanden hat.«

»Und...?«

»Es ist unsagbar.«

Obwohl sich in den letzten Stunden so manches angenehme Bild in meinen Sinnen verfangen hat, ist mir das abscheuliche Geschehen präsent, als wäre es mir mit einem Lötkolben in die Großhirnrinde geschrieben worden.

»Wenn man einem Menschen, einem Kind, Gewalt antut, Gouda, tut man ihm Gewalt an. Aber dies hier ist perfider, grausamer. Die Gewalt verbirgt sich im Gewand der Liebe, eine notdürftige Verkleidung, eine lächerliche, eine perverse, aber so ein Kind von neun Jahren muß das erleben wie eine Obduktion bei vollem Bewußtsein und vor laufender Kamera. Was wie eine körperliche Zerstörung aussieht, ist eine seelische. Es ist, als würde man dem Mädchen die Seele aus dem hintersten Winkel ihres Herzens zerrén, sie entfalten, sie nach außen kehren, ein Zwangskleidchen daraus knüpfen, auf dessen unbeschriebenes Gewebe man obszöne Bilder spritzt.«

Ein Blutkörperchen hat sich zur Spitze meines großen Zehs durchgeschlagen und sendet von dort einen schwachen Funkspruch.

»Muß man da nicht eigentlich zur Polizei?«

»Natürlich«, sage ich.

»Wie hat sie reagiert?«

»Die Mutter?«

»Ja.«

»Es war nicht so, wie sie uns hat glauben machen wollen.«

»Wieso?«

»Sie hat ihre erotischen Reize eingesetzt, um mich von der Videokassette abzubringen.«

Er schaut von der Seite zu mir her.

»Sie war dabei, Gouda.«

»Sie...?«

»Corinna Flitsch hat sich aktiv daran beteiligt, ihre Tochter Caroline zu misshandeln. Und Lindfort gab den männliche Part, der zu kurz gekommene Kulturmensch. Mir ist deutlich geworden, Gouda, wie primitiv die Motive sind. Neben aller Gier und allem Egoismus ist es

das schlichte Gefühl, groß zu wirken an der Seite eines neunjährigen Mädchens. Beziehungsweise zwischen seinen Beinen. Ekelhaft!«

»Und der Commander?«

»Flitsch ist nirgends zu erkennen. Hypothetisch könnte er unwissend sein, aber an seine Unschuld mag ich seit der vergangenen Nacht nicht glauben.«

»Wieso?«

Ich sehe den Fabrikanten Flitsch vor meinem inneren Auge. Er verläßt ein Spezialmöbel, auf dem er just zu Gange war, ein Hausmädchen zu verschlingen, und kommt mit einem Organ auf mich zu, das seine Stabilität auch während eines leidenschaftlichen Disputs nicht verliert. Wahrscheinlich eine Prothese, habe ich gedacht. Alles in diesen Kreisen ist prothetisch, der stromlinienförmige Lifestyle nichts als ein Surrogat für fehlendes Leben. Aber mir ist jetzt nicht nach Anekdoten aus dem Liebesleben des Fabrikanten, ich möchte einen Schnitt in meine Biographie setzen, der mein Leben ab etwa zwei Uhr vergangener Nacht in Hemisphären trennt.

»Immerhin lag die Kasette in seinem heiligen Flügel«, sage ich.

Die Redaktion ist verlassen wie nach einem Atomunfall. Nur Böker ist da, der begnadete Volontär herrscht allein über die weihnachtliche Nachrichtenwelt, plaudert schon mit Gouda über die virtuelle Lage auf den Bildschirmen, während ich einen Blick auf meinen Schreibtisch werfe. Es findet sich nichts als die gewöhnliche Konfusion: Zeitschriften, Notizzettel und Kontaktbögen. Ich habe an dem Möbel niemals ernsthaft gearbeitet, vermutlich wäre ich dann auf die Idee gekommen, daß das hier die Vorhölle ist. War ständig unterwegs, ein Dutzend Jahre auf der Jagd, tagsüber nach der Ästhetik der Tomatenzüchter, des Nachts nach dem Restlicht auf zerkrautschten Autoblechen. Ein entsetzliches Dasein. Nichts ist mir in diesem Moment so evident, wie die Tatsache, daß mit diesem fürchterlichen Leben nun endgültig Schluß ist.

Ich mache ein Foto vom Schreibtisch. Böker schaut lächelnd her, ahnt nicht, daß er ab morgen einen eigenen Platz in der Redaktion besitzen wird, auf dem er anwachsen kann, bis seine blonden Haare aschfahl und dünn, der Blick aus den roten Augen matt und grau geworden sein wird. Es gibt nichts, was so sehr alt macht, wie das ständige Leben unter Neuigkeiten.

In der Schublade findet sich die vergoldete Schere, mit der ich, wie Alex sich vorstellte, die Filmstreifen durchtrennen sollte. Auch beim Zerteilen der Wirklichkeit kann man Kultur besitzen. Ich schiebe die Lade wieder zu, vererbe dem Volontär das kostbare Werkzeug, damit er stilvoll seine ersten eigenen Stücke aus dem großen Zeitungskuchen schneiden kann. Dann nehme ich den Film aus der Zorki und stecke ihn zu den anderen in die Jackentasche.

Gouda schaut mir zu.

»Und wo ist sie jetzt?« fragt er.

»Wer? Die Kasette?«

»Frau Flitsch.«

»Wo soll sie sein?« Ich trete an das Fenster, das ich gestern fotografiert habe. »Zu Hause vielleicht, beim Commander. Bei Lindfort, dem Impresario, der ihre Tochter hütet wie einen Augapfel. Oder erfroren in der Stillen Nacht an ihrer Seelenkälte.«

Das verschneite Gewerbegebiet unter dem klaren Winterlicht da draußen wirkt wie das Motiv einer melancholischen Weihnachtskarte.

»Ich habe sie in Unehren entlassen, Gouda.«

Er schaut mich fragend an. In einem der Scheibenquadrate läuft in springenden Bildern ein kleiner Film. Die Kamera schaut aus der Vogelperspektive auf eine Frau, die im

Lichtkegel einer Straßenlaterne Kleidungsstücke auffängt, die sie hastig überstreift, ehe sie verschwunden ist wie ein Trugbild auf einer Fensterscheibe. Von wegen zweigeteilte Amnesie. Nichts ist es mit den Hemisphären der Biographie, die Erinnerung wächst immer wieder zusammen: wie zwei Ölflecken auf dem Wasser.

»Ich habe sie rausgeschmissen, halbnackt in die bitterkalte Winternacht getrieben...«

»Und die Kassette?«

»Hätte ich ihr am liebsten hinterhergeworfen. Habe dran gedacht, sie zu verbrennen. Eine stinkende Wolke von biblischer Giftigkeit sollte über die unschuldig schlafende Stadt ziehen. Wollte die perversesten Szenen fotografieren und mit Name und Adresse als Flugblatt zehntausendfach in den Straßen und auf den Plätzen ausstreuen...«

»Und? Was hast du gemacht?«

»Naja, ich habe sie in einen Umschlag gesteckt, habe die Liste der Spießgesellen, die ich aus Flitschens Computer gezogen habe, beigelegt und das Ganze in einen Briefkasten gesteckt.«

»In welchen Briefkasten?«

»Den der Sparkasse an der Großen Straße.«

Er lacht. Der Volontär zuckt zusammen.

»Wieso das?«

»Es lag am Weg zu meinem Wagen.«

»Der Briefkasten der Sparkasse«, ruft er aus und tut es augenscheinlich vom heiligen Zorn beseelt, »einen besseren Ort kann es nicht geben für ein Corpus delicti. Dort liegt es warm und trocken. Wahrscheinlich findet sich nach den Festtagen so mancher Müll in solchen Briefkästen, und die Leute von der Sparkasse werden das Ding unbesehen in einen Container werfen.«

Ich hebe die Augenbrauen.

»Weißt du eigentlich, was geschehen ist?«

Er wird es mir erklären.

»Eine Mutter verfüttert ihre Tochter. Vielleicht denkt sie tatsächlich, es sei ein Gefühl im Spiel, dem Kind gegenüber, den Männern. Vielleicht glaubt sie an einen überirdisch gültigen Begriff von Freiheit, gar von Liebe. Aber selbst, wenn man ihr eine fehlgeleitete Emotion gutrechnen wollte: sie hat das Verbrechen dokumentiert und verbreitet. Es ist für sie gewiss nichts Verachtenswerteres als sonst ein gutes Geschäft.«

»Das kommt wahrscheinlich häufiger vor, als wir uns das vorstellen können.«

»Ja«, sagt er, zieht mich an ein Fenster auf der Nordseite und deutet auf die Dächer der überzuckerten Stadt, als passiere dort eben jetzt, wovon er spricht. »Das ist, was ich meine. Die einen fressen die anderen. Die dritten gucken zu. Es gibt nichts, was nicht konsumiert wird in dieser kannibalischen Gesellschaft. Es geschieht jetzt, da draußen. Und die Videokassette ist ein Beweisstück.«

»Wofür? Für die Schlechtigkeit der Welt?«

Eine selten blöde Bemerkung, aber ich glaube, ich will wirklich, daß man die Kassette in einen Container wirft. Will nichts als diesen Schnitt, der mich radikal und endgültig von aller Vergangenheit trennt, der mir einen reinigenden Gedächtnisschwund erzeugt, der Kopf ein unbeschriebenes Blatt, auf das sich eine schöne Geschichte schreibt, das Herz eine jungfräuliche Leinwand, auf die sich ein harmonisches Bild malt. Vielleicht habe ich diese Unschuld besessen, bevor mich Gouda gestern Morgen mit seinem Klingeln aus dem Koma trieb.

»Für eine konkrete Straftat«, sagt er.

»Das wird schwierig. Die sind alle vermummt. Lindfort habe ich nur erkannt, weil mir jemand von einer charakteristischen Tätowierung erzählt hat, die er besitzt. Auf dem Bauch...«

»Jemand...?«

»Ja.«

»Das würde reichen. Die Kasette, dazu deine Aussage, eine kleine Hausdurchsuchung in Westercappeln, das würde reichen. Und ein paar andere würden garantiert mit ihm hochkommen. Das ist wie bei gewissen Schlingpflanzen, Schmarotzern und Pilzbefall: alles aneinandergekettet, und wenn du an einem Ende ziehst, heben sich ohne weiteres komplett befallene Landschaften aus dem Sumpf.«

»Seeste«, sage ich.

»Wie bitte?«

»Lindfort wohnt in Seeste, nicht in Westercappeln.«

Er hat Recht. Ich sollte das. Aber ich will es nicht. Nun habe ich ihn bewußt in diesen hermetischen Habitus versetzt, in den er sonst bei Gelegenheit stürzt, weil er mit der dynastischen Taschenuhr auch jegliches Zeitgefühl in der Amsterdamer Gracht versenkt hat. Er steht da wie ein Insasse an seinem verschlossenem Fensterplatz und schaut zum hunderttausendsten Mal auf die Stadt. Ich gehe noch einmal zum Schreibtisch zurück, räume und krame mit diesem und jenem, dann ist Schluß. Für einen Moment überlege ich, was ich mit dem Schlüssel für die Redaktion machen soll. Lasse ihn am Ende noch am Bund: wie eine nutzlose Versicherung auf eine ungewisse Gelegenheit.

»Sonst jemand da?« frage ich Böker. Mein Stimme irrt überlaut durch den Raum.

»Nur Herr Bornheimer-Resse, der ist schon den ganzen Vormittag da.«

Der Kapitän ist an Bord. Segelt auch an Weihnachten, auch ohne Mannschaft über die raue See der Nachrichtenwelt. Könnte ihm jetzt die Kündigung persönlich überbringen, eine feine Begründung dazu, die ich passend auf seine Erscheinung zuschneiden würde, auf sein machtvoll hohles Wort, aber mir ist jetzt nicht danach, dem armen Gernegroß etwas Übelriechendes auf der Schreibtischplatte zu hinterlassen. Er ist es nicht wert.

»Und, ist jemand unten, Böker?«

»Glaube schon.«

Irgendwo muß ich mein Labor aufbauen. Gouda klebt noch an der Fensterscheibe. Ich schnappe ihn am Mantel und zerre ihn hinaus. Mir ist, als würde hier jede Sekunde eine fürchterliche Bombe explodieren.

Die Laborantin ist im Labor. Hat spontan eine Vertretung übernommen, weil, wie sie mit einem mehrdeutigen Lächeln erklärt, ihr lekker Holländer sowieso einen dringenden Termin hatte.

»Emma!« Gouda tritt mit roten Ohren auf sie zu und gibt ihr einen Kuß auf die Wange. So kenne ich ihn überhaupt nicht. Und sie ist ebenfalls eine andere Person. Ohne den Lederrock und die Vogelbeerbemalung sieht sie in ihrem Kittel wie eine barmherzige Schwester aus. Das ungeschminkte Gesicht besitzt ein überraschendes Gleichmaß, das Herz offenbar eine ungewöhnliche Größe, denn sie hat offensichtlich jegliche Irritation vergessen, die wir ihr zugemutet haben.

»Was kann ich für euch tun«, fragt sie lächelnd.

Ich gebe ihr die Filme.

»Eine Stunde?« fragt sie.

»Sehr gut.«

Um der Erinnerung zu entgehen, müßte sich die Zeit beschleunigen, doch sie steht da noch immer mit den Filmen in der Hand und lächelt.

»Wir fahren eben in meine Wohnung«, sage ich, »transplantieren ein paar Sachen in den Benz und kommen wieder. So erledige ich innerhalb einer Stunde zwei Abschiede.«

»Was für Abschiede?« So wie sie fragt, scheint sie sich auszukennen.

»Ich habe gekündigt. Den Job und die Wohnung.«

»Gekündigt? Du gehörst doch zum Inventar!«

»Eben.«

»Und was machst du jetzt?« fragt sie und wiegt die Filme in der Hand, als könnte sie ihren Wert bemessen.

»Fotografieren«, sage ich, und das Lächeln springt in ihre Augen über, in denen eine skeptische Sympathie wohnt, die mir von sehr unterschiedlichen Begegnungen vertraut ist. Da sie aber unbestreitbar zur Vergangenheit gehört, will ich sie jetzt nicht tiefer ergründen, vollführe lediglich mit der Hand eine absolut unbestimmte Gebärde und drehe mich ein kleines Stück auf dem Fuß.

»Sieht man sich?« fragt sie und schielt dabei zu Gouda.

»Wie lange hast du Dienst?« fragt er.

»Bis zum Abend.«

»Ich habe deine Telefonnummer.« Sagt es wie in der Apotheke und vollführt wieder das steife Ritual des brüderlichen Kusses. Damit scheint der letzte Rest an Unverfänglichkeit verflüchtigt, und ehe ich zu ersticken drohe, brumme ich irgend einen Abschied und bin davon. Böker steht am Fenster, schaut mit großen Augen in die unermessliche Welt, in der derzeit nicht das Geringste geschieht, und als er mich aus der Redaktion flüchten sieht, ruft er mir ein sonniges ›Auf Wiedersehen!‹ hinterher.

»Never!« brülle ich, und mein Ruf zerdeppert klirrend im Treppenhaus.

Der lekker Holländer folgt mir auf dem Fuße.

»Du läßt sie fallen?« frage ich.

»Habe sie niemals getragen.«

»Auf Händen, mein Freund, letzte Nacht mit vielen guten Worten, mit tausend und einem Märchen aus der Welt der Ostindiensegler...«

»Unsinn!«

»Was war heut Nacht?«

»Nichts...«

»Vorhin hast du die Idee gehabt, sie wiederzusehen, nun steht sie überraschend im Labor, schmachtet dich an...«

»Schmachtet mich nicht an!«

»...und du holländischer Milchbauer versteigst dich in die Höhen der Erotik: Ich habe ja deine Nummer.«

Wir steigen in den Benz.

»Was willst du?« fragt er.

»Was war denn nun in der vergangenen Nacht?«

»Nichts, habe ich gesagt.«

»Nichts als die Geschichte der Zigarrenfabrik?«



»So ungefähr.«

Um seine schrägen Füße schmilzt der Schnee zu zwei matschigen Inseln.

»Ist es wegen Marijke?«

Er nickt.

»Geht sie nicht einen sehr eigenen Weg«, sage ich und halte mich am Starterknopf fest.

»Wie meinst du das?«

Ich spüre das Eis unter meinen Füßen knistern.

»Naja, wie ich es sage. Marijke ist eine faszinierende Frau. Straight, per se erfolgreich und unbedingt kreativ. Und du bist ein liebenswertes, zentrales Segment ihrer Existenz. Mein Eindruck war immer, daß sie die Beziehung zu dir pflegt wie zu dem wertvollsten Kunstwerk in ihrer Galerie: unverkäuflich.«

Der Benz springt knatternd an.

»Wertvoll?« Seine Stimme ist dünn.

»Im Sinne von Wertschätzung, Liebhaberei...«

»Nicht mehr?«

»Weißt du, Gouda, was sie vergangene Nacht getan hat?«

»Nee, du?«

»Ich weiß es nicht. Aber sie surft auf der Creme der Amsterdamer Gesellschaft, mag das nun Geldadel sein oder die Snobiety der Kunstszene. Bist du nicht auf die Idee gekommen, sie könnte sich so manche stille Nacht mit einem jungen Wilden verstüßen? Oder mit seinem Mäzen?«

»Du streust Gift, mein Freund.«

Ich schiebe den Starter wieder rein. Der Wagen kommt mit einem genagelten Seufzer zur Ruhe.

»Das will ich nicht«, sage ich und lege meine Hand auf seine Schulter. »Aber du mußt deinen Gefühlen mal eine Chance geben, und sie nicht immer in deinem dynastischen Käfig eingesperrt halten wie zwei ausgehungerte Hunde.«

»Zwei?«

»Das negative Gefühl. Die Schuld, die vorgebliche Souveränität, die moderne Coolness der Beziehung. Das bist nicht du, Gouda! Fang endlich an zu kämpfen! Sag Marijke, wie du das findest, wenn sie allein über die gefrorenen Grachten schliddert, als Bootsfrau in einer lichtlosen Kajüte hockt, über die sieben Meere segelt und dich am Groote Markt zurückläßt wie ein Möbelstück aus dem Goldenen Zeitalter.«

»Und das positive Gefühl?« fragt er.

»Du magst Emma.«

Er streitet es eine ganze Weile nicht ab.

»Sie ist anders«, sagt er schließlich. Seine Stimme ist brüchig, wie bei einem Kranken.

»Eben, Gouda. Emma ist eine andere Sorte Frau.«

»Sorte?«

»Nicht wie Tomaten. Ihr Typ, ihr Charakter. Sie ist feminin, strebt nicht mit Ellenbogen und kalter Eleganz nach einer virtuellen Unabhängigkeit. Aber sie ist auf ihre Art und Weise unabhängig, weil sie ist, wie sie ist.«

»Klarer geht's nicht.«

Er macht einen Grunzlaut. Ich packe mir seinen schwerfälligen Kopf, drehe ihn zu mir und schaue ihm tief in die Nickelbrille.

»Was spricht dagegen, daß du zumindest ein wenig nett zu Emma bist? Ich verstehe ja, daß du ein Traditionalist bist, aber in Bezug auf die Frauenfrage ist das vielleicht nicht mehr die adäquate Haltung.«

»Es gibt keine Frauenfrage.«

»Du bist impotent.«

»Nein, treu.«

»Das ist bisweilen dasselbe.«

Er pocht mit der Hand zweimal auf seinen Oberschenkel. Ich ziehe den Starterknopf. Nach wenigen Sekunden leuchtet das Glühauge, als rauchte jemand eine Zigarre im Armaturenbrett, dennoch unternehme ich einen letzten Versuch.

»Heute Abend bin ich mit Anna verabredet.«

»Schön.«

»Wir wäre es, wenn du jetzt zu ihr gingest, eben kurz zufällig noch hereinschneist, by the way und en passant, hallo, was mir noch einfällt, was ich noch sagen wollte, habe ich ganz vergessen, mein Freund ist heute Abend im *Venezia* verabredet, und ich würde mich riesig freuen, wenn du mir in dieser Zeit die selbige vertreiben würdest, wenn ich dich einladen dürfte, wenn du mir vielleicht aus deinem Leben erzähltest oder...«

»Hört sich verdammt nach Commander Flitschens Maxime an.«

»Wie war die?«

»Gehen Sie bitte geschickt vor!«

Ich muß lachen. Wir haben offenbar einen Mangel an echten Problemen. Der Starter löst sich von selbst aus, der Diesel knattert los, ich habe den Rückwärtsgang schon eingelegt, da öffnet sich die Beifahrertür und mit elegantem Schwung verschwindet mein Freund Willem van Duivendal aus dem Benz und im Haus.

Ich lasse den Wagen laufen. Mein Atem schlägt sich auf die Scheibe, malt dort Bilder auf. Der Freund als Zwölfjähriger beim Frühstück auf der Veranda in Mettingen, das Sonnenlicht fließt wie goldenes Öl über die Weite des Rasens, fängt sich flirrend in den Blumenkästen, über den zwei Schmetterlinge taumeln. Willem ißt wie ein Erwachsener, mit einstudierten Bewegungen, aber er erzählt und lacht in seinem niederländischen Akzent, freut sich seines Lebens und genießt vollkommen ungeniert den unglaublichen Wohlstand, in dem er lebt. Aber er wußte von der Brüchigkeit seiner Existenz, sprach mit mir darüber, Mettingen war nicht wirklich sein Zuhause, nicht wie mir die Wohnung an der Bramscher Straße, deren Geruch nach aufgewärmten Eintopf und Bohnerwachs er einsog wie ein Elixier, das einem Sehnsucht stillt und erzeugt. Und während er die halbe Stunde nach dem Frühstück am Klavier die immer gleichen Etüden verfeinert, sitze ich auf den Stufen zum Garten, halte den Ball zwischen den Füßen und träume mich in sein Leben. Das ist der Moment des größten Glücks und der stärksten Melancholie.

Er ist schon wieder da, kommt mit einer Schneewolke in den Wagen und erklärt, das Labor sei zugesperrt gewesen, die rote Lampe über der Tür habe geleuchtet und das Schicksal sich entschieden.

»Blödsinn!«

»Hätte ich da reinplatzen sollen?«

»Warum denn nicht, dann wärst du selbst das Schicksal gewesen, anstatt dir von einem dahergewünschten Fatum eine rote Lampe vor die Nase zaubern zu lassen. Das hätte deinem positiven Gefühl eine schneidige Note gegeben.«

»Wahrscheinlich vergrößert sie eben deine Fotografien.«

»Dein Entschluß, mein Freund, war von weiser Zurückhaltung.«

Ich fahre los.

»Auf dem Rückweg«, sage ich, »bevor wir die Aufnahmen abholen, fahren wir am Bahnhof vorbei. Da kaufst du einen Haufen Tulpen, den schenkst du ihr, lädst sie zum Abend ein und versuchst, ein freier Mensch zu sein, die Dinge geschehen zu lassen, die die Vorsehung für dich vorgesehen hat. Du schüttetest nichts von dem, was passieren könnte, mit einer der zweitausend Anekdote aus deinem fabulösen Leben zu, schweigst ganz einfach, hörst ihr zu, siehst ihr zu. Sie wird alles geschehen lassen, was für euch von Bedeutung ist.«

Am Berliner Platz stehen die beiden Wagen noch immer ineinander verkeilt. Eine Funkstreife steht mit blitzendem Blaulicht daneben. Die Fahrer diskutieren wie wild mit einem Polizisten.

»Dein Chef war da...«, sagt Gouda.

»Bornheimer, tatsächlich?«

»So ein gedrungener Mensch, der auf den Zehen wippt und das Kinn reckt.«

»Das ist er.«

»Stand mit dem Volontär am Computer und erklärte ihm etwas.«

»Hat er was gesagt?«

»Nein. Nur freundlich genickt.«

Herr Doktor Bornheimer-Resse. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ich seine Stimme nie wieder hören muss. Werde jetzt die relevanten Dinge in den Kofferraum räumen, dann die letzten Fotografien aus dem Labor holen. Und am Abend werde ich Anna fragen, ob sie in ihrem Kloster ein Fleckchen hat, in das ich mein neues Leben pflanzen kann. Sie wird es nicht mißverstehen, Anna nicht. Ich lege meine Hand für einen Augenblick auf Goudas Knie.

»Nimm mir das mit dem Gift nicht übel, Willem.«